MASTER
NEGATIVE
NO. 93-81279-21

MICROFILMED 1993

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States - Title 17, United States Code - concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material.

Under certain conditions specified in the law, libraries and archives are authorized to furnish a photocopy or other reproduction. One of these specified conditions is that the photocopy or other reproduction is not to be "used for any purpose other than private study, scholarship, or research." If a user makes a request for, or later uses, a photocopy or reproduction for purposes in excess of "fair use," that user may be liable for copyright infringement.

This institution reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

SAUPPE, GUSTAV

TITLE:

BILDER DES ALTERTHUMS

PLACE:

HALLE

DATE:

1868

Master Negative #

93-812 79-21

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

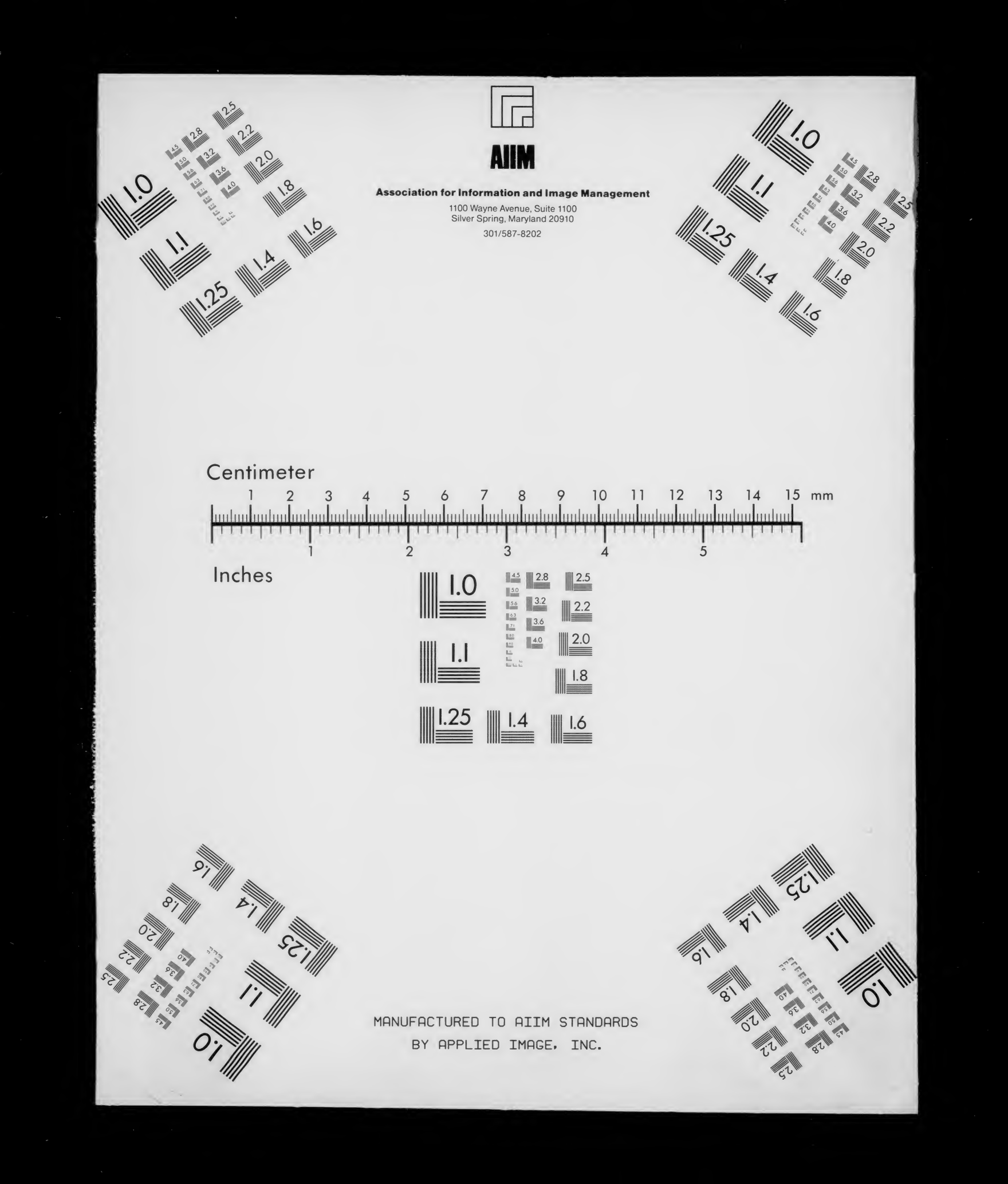
Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

886
Sa8 Sauppe, Gustav, 1802-1870.
Bilder des alterthums; vorträge für gebildete zuhörerschaft, von Dr.Gustav Sauppe. Halle a/S, Schwabe, 1868.
193 p. 20 cm.

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 4/13/93 INITIALS TMC
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm
Inches
1 2 3 4 5
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Class 886 Book Sa8
Columbia College Library
Madison Av. and 49th St. New York.
Given by Dr. Drisler.
Beside the main topic, this book also treats of
Subject No. On page | Subject No. On page

Bilder des Alterthums.

Vorträge

für gebildete Zuhörerschaft

von

Dr. Gustav Sauppe.

Halle a. S.

Verlag von Georg Schwabe.

1868.

Inhalt.

	Seite
1. Drei Bildwerke des Alterthums: Das Memnonsbild, der Koloß zu Rhodus, die Laokoonsgruppe	1
2. Drei Frauen des Alterthums: Pantheia, Xanthippe, Agrippina die ältere	26
3. Drei Dichter des Alterthums: Theognis, Euripides, Horatius	54
4. Drei Philosophen des Alterthums: Sokrates, Polemo, Seneca	95
5. Drei Feldherrn des Alterthums: Agesilaus, Epaminondas, Pompejus	126
6. Drei Schriftsteller des Alterthums: Xenophon, Lucianus, Plinius der ältere	152

496
Sa 8

105798

Druckfehler.

S. 6	Z. 11	lies:	n. Chr.
17	10		Dichters
39	19		an sie — beständig
42	7		daß er
65	21		Heroen
88	2		=herrschaft
131	letzte Z.		der leidensch.

I. Drei Bildwerke des Alterthums.

1. Das Memnonsbild.

Die sagenreiche Poesie des Orients und Griechenlands hat manche Bilder und manche Darstellungen in so großem Neben= und Durcheinander überliefert, daß es eben so schwierig als unerquicklich ist sie entweder aus einander zu halten oder in einen gewissen Zusammenhang zu bringen. Das zeigt sich deutlich in den Sagen und in den poetischen und künstlerischen Darstellungen von Memnon. Daher hier nur Einiges davon. Memnon ist bei und nach Homer der Sohn des Tithonus und der Aurora, Held vor Troja, der den Nestoriden Antilochus tödete, Fürst der am äußersten Ostrande wohnenden Aethiopen, der schönste von Allen, die Odysseus vor Troja sah, sonnig von Ansehen, wie ein Erklärer Homers sagt, schwarz, wie Philostratus nach einem alten Bilde ihn darstellt mit dem Hinzufügen, daß er so die Achäer geschreckt habe, denen bis dahin das schwarze Gesicht eine Fabel geschienen habe, aus dem Lande Aethiopien, welches nach Herodot die größten und schönsten Männer hervorbrachte. Nachhomerisch ist die Erzählung von dem Zweikampfe des Memnon und Achilles; die göttlichen Mütter Eos und Thetis schauten zitternd zu, und als Memnon gefallen war, schufen die Götter aus seinem Blute einen Fluß, der jährlich

an seinem Todestage blutig strömte, die Göttin der Morgenröthe bat die Nacht früher heranzukommen, damit sie den Leichnam entführen könne, und erflehte von Zeus nicht nur Unsterblichkeit für den geliebten Sohn, sondern erklärte auch nicht eher in den Himmel zurückkehren zu wollen als bis Zeus durch Donner und Erdbeben seinen Zorn zu erkennen gegeben hätte. Bei Aristophanes lesen wir sogar, die Götter hätten einen Fasttag gehalten. Das Grab des fürstlichen Jünglings fand die eine Sage an des Aesepus Ufer auf der nördlichsten Küste des vorderen Asiens, eine andere verlegte es nach Susa in Oberasien, wohin die Mutter den Leichnam getragen habe, und es werden so viele Memnonien im Osten und Süden erwähnt, Grabmäler und tempelartige Prachtgebäude oder auch auf siegreichen Zügen zurückgelassene Denkmäler, daß daraus wenigstens die große Verbreitung eines uralten Cultus gefolgert werden kann, und wie aus den östlichen Pflanzgärten der Menschheit die Völker mit ihrer Religion und ihrem Handel dem scheinbaren Laufe der Sonne folgend bis an die Säulen des Hercules wanderten, fanden sich den Weg der Wanderung bezeichnend Memnonien, äthiopische Todtenpaläste und Tempel. Memnon war ein den Künsten willkommener Stoff, Aeschylus und Sophokles haben ihn behandelt, auch die bildende Kunst hat ihn verherrlicht. Bei Späteren erscheint Memnon als historische Person, Aethiopenführer vor Troja, wohin sein Vater Tithonus, von Priamus durch eine goldene Rebe bestochen, ihn gesendet habe, Erbauer der Königsburg in Susa und

der memnonischen Straßen in Assyrien. Neuere Gelehrte deuten den Memnon als den Mond, gleichsam als den Mund oder Propheten des von der Sonne beleuchteten Gestirns oder als den Morgenstern, ein Bild der strahlenden Schönheit und des schnellen Erbleichens. Memnonien gab es überall, das sogenannte tönende Memnonsbild aber fand sich nur in der Nähe der uralten oberägyptischen Stadt Theben.

In der Ebene, welche im Westen von den dürren Bergen Libyens, im Osten von den unfruchtbaren Felsen begrenzt wird, die Aegypten von dem rothen Meere und von Arabien trennen, auf dem linken Ufer des Nilstroms gegenüber den Trümmern Thebens ragen inmitten des Sandmeers, selbst vom Sande halb verschüttet, zwei Riesenbilder hervor, Thürhüter vor einem einst übermäßigen nun fast verschwundenen Tempel, Granitblöcke oder, wie die französischen Gelehrten in Bonaparte's Expedition nach Aegypten sagen, aus einer Art Mengstein bestehend, der in der Länge der Zeit Spaltungen bekommt. Denon in dem berühmten Reisewerke sagt: Sie sind ohne Reiz, ohne Anmuth, ohne Bewegung, sie haben nichts was das Auge bestechen könnte, aber die fehlerfreien Verhältnisse, die Einfachheit der Stellung, die völlige Abwesenheit von Ausdruck hat etwas Würdevolles und Großartiges, was Ehrfurcht gebietet; mit mehr Anmuth begabt würden sie weniger schön sein, sie würden aufhören den Charakter großer Denkmäler zu haben. Da die Verfasser des Reisewerks die Bilder aus einem Felsstücke gehauene Riesen nennen,

an seinem Todestage blutig strömte, die Göttin der Morgenröthe bat die Nacht früher heranzukommen, damit sie den Leichnam entführen könne, und erflehte von Zeus nicht nur Unsterblichkeit für den geliebten Sohn, sondern erklärte auch nicht eher in den Himmel zurückkehren zu wollen als bis Zeus durch Donner und Erdbeben seinen Zorn zu erkennen gegeben hätte. Bei Aristophanes lesen wir sogar, die Götter hätten einen Fasttag gehalten. Das Grab des fürstlichen Jünglings fand die eine Sage an des Aesepus Ufer auf der nördlichsten Küste des vorderen Asiens, eine andere verlegte es nach Susa in Oberasien, wohin die Mutter den Leichnam getragen habe, und es werden so viele Memnonien im Osten und Süden erwähnt, Grabmäler und tempelartige Prachtgebäude oder auch auf siegreichen Zügen zurückgelassene Denkmäler, daß daraus wenigstens die große Verbreitung eines uralten Cultus gefolgert werden kann, und wie aus den östlichen Pflanzgärten der Menschheit die Völker mit ihrer Religion und ihrem Handel dem scheinbaren Laufe der Sonne folgend bis an die Säulen des Hercules wanderten, fanden sich den Weg der Wanderung bezeichnend Memnonien, äthiopische Todtenpaläste und Tempel. Memnon war ein den Künsten willkommener Stoff, Aeschylus und Sophokles haben ihn behandelt, auch die bildende Kunst hat ihn verherrlicht. Bei Späteren erscheint Memnon als historische Person, Aethiopenführer vor Troja, wohin sein Vater Tithonus, von Priamus durch eine goldene Rebe bestochen, ihn gesendet habe, Erbauer der Königsburg in Susa und

der memnonischen Straßen in Assyrien. Neuere Gelehrte deuten den Memnon als den Mond, gleichsam als den Mund oder Propheten des von der Sonne beleuchteten Gestirns oder als den Morgenstern, ein Bild der strahlenden Schönheit und des schnellen Erbleichens. Memnonien gab es überall, das sogenannte tönende Memnonsbild aber fand sich nur in der Nähe der uralten oberägyptischen Stadt Theben.

In der Ebene, welche im Westen von den dürren Bergen Libyens, im Osten von den unfruchtbaren Felsen begrenzt wird, die Aegypten von dem rothen Meere und von Arabien trennen, auf dem linken Ufer des Nilstroms gegenüber den Trümmern Thebens ragen inmitten des Sandmeers, selbst vom Sande halb verschüttet, zwei Riesenbilder hervor, Thürhüter vor einem einst übermäßigen nun fast verschwundenen Tempel, Granitblöcke oder, wie die französischen Gelehrten in Bonaparte's Expedition nach Aegypten sagen, aus einer Art Mengstein bestehend, der in der Länge der Zeit Spaltungen bekommt. Denon in dem berühmten Reisewerke sagt: Sie sind ohne Reiz, ohne Anmuth, ohne Bewegung, sie haben nichts was das Auge bestechen könnte, aber die fehlerfreien Verhältnisse, die Einfachheit der Stellung, die völlige Abwesenheit von Ausdruck hat etwas Würdevolles und Großartiges, was Ehrfurcht gebietet; mit mehr Anmuth begabt würden sie weniger schön sein, sie würden aufhören den Charakter großer Denkmäler zu haben. Da die Verfasser des Reisewerks die Bilder aus einem Felsstücke gehauene Riesen nennen,

so sagen sie mit Recht: Man fragt sich, welches Gigantenvolk Blöcke, deren jeder mehrere Millionen Pfunde wiegt, von den Gebirgen ablösen, sie in eine so beträchtliche Ferne verpflanzen und auf ihrem Fußgestell aufrichten konnte. Die Höhe der Kolosse wird verschieden geschätzt, die gewöhnliche Angabe beträgt 60—70 Fuß. Der nördliche ist in der Mitte gebrochen, „schon geborsten, kann stürzen über Nacht," und, wahrscheinlich im dritten Jahrhunderte, schichtweise aus Sandsteinen wieder aufgebaut, der südliche aus einem Block gebildete verwittert, beide von der senkrechten Stellung abgewichen und mit tiefen Rissen versehen. Der nördliche Koloß ist das Memnonsbild, eine auf einem Throne sitzende, die Arme auf die Kniee stützende Gestalt, nach Denon von den Füßen bis zum Scheitel 48 Fuß, das Piedestal 12 Fuß, der mittlere Finger 4½ Fuß messend, und von ihm wird gesagt, daß ein dem jungen Tage verwandtes Element bei Sonnenaufgang aus ihm heraus wunderbare Klänge hören lasse oder daß Memnon beim Erscheinen des Frühroths seine göttliche Mutter grüße. Man zählt auf seinen Beinen 72 Inschriften in griechischer und lateinischer Sprache, durch welche die Pilger ihre Wallfahrt verewigen wollten. Das Bild genoß göttliche Verehrung: man kniete, betete und gedachte seiner Lieben. Cäcilia Trebulla schreibt: Indem ich Memnons heilige Stimme hörte, sehnte ich mich nach dir, o Mutter, und er hörte meine Gebete. Eine andere Inschrift lautet: Vernimm, meerbewohnende Thetis, daß Memnon lebt und von der mütterlichen Leuchte erwärmt mit lauter Stimme

tönt unter Aegyptens libyschen Berghöhen, von denen der strömende Nil das mit Thoren geschmückte Theben scheidet, Achilles aber, der unersättliche im Kampfe, weder in Troja's Ebene eine Stimme hören läßt noch in Thessalien. Und wenn eine dritte Inschrift sagt: Mich diesen Stein zu dem Bilde des Eoischen Königs gestaltet hat Kambyses verletzt, vormals war meine Stimme eine Wehklage Memnons Tod beseufzend, diese hat mir Kambyses genommen, daher ich jetzt nur in unartikulirten Tönen jammere, ein Rest des vormaligen Glückes: so bezieht sich das darauf, daß man meinte, früher habe Memnon beim anbrechenden Tage freudig den Gruß der vorüberschwebenden rosenfingrigen Mutter erwiedert und der scheidenden Sonne schmerzlich nachgeklagt, seit aber der zerstörungssüchtige Perserkönig Kambyses, angeblich um zu sehen, ob in dem Bilde ein Kunstwerk, etwa eine Zither verborgen sei, mit anderen Heiligthümern in Theben auch den einen Koloß zertrümmert habe, sei der vernehmbare Ton nur am Morgen geblieben, dem Klange einer gesprungenen schwirrenden Saite gleichend.

Wer sind denn nun aber die Gewährsmänner für die Wahrheit jener Erscheinung? und wie erklärt die Wissenschaft sei es die Thatsache oder das Phantasiegebild der Sage? Herodot, der so viel von den Wundern Aegyptens zu erzählen weiß, kennt das tönende Memnonsbild nicht. Ovidius, der die Trauer der Mutter und der Schwester Hemera, der Tagesgöttin, schildert und den Morgenthau Thränen der Aurora nennt, kennt es auch nicht, wenn gleich

Schriftsteller aus seiner oder des Augustus Zeit bestimmte Nachrichten geben. Der älteste Gewährsmann ist Dionysius, unverdächtige Zeugen Strabo und Pausanias. Wie Strabo die etwa 50 Fuß von einander entfernten Kolosse beschreibt, so ragen sie noch heute nach fast 2000 Jahren. Er nennt zwar den Namen Memnon nicht, berichtet aber, daß der römische Statthalter Aelius Gallus sein Tönen gehört habe, und was Andere dem Kambyses zur Last legen, schreibt er der Gewalt eines Erdbebens zu. Ein solches ereignete sich im Jahre 27 v. Chr. Tacitus erzählt von dem Besuche des edlen Germanicus im Jahre 19 v. Chr. Wie unsere Bergbesteiger in dem ausliegenden Buche verzeichnen, was sie gesehen oder daß sie nichts gesehen haben, so besagen mehrere der obengenannten Inschriften, ob die Besucher etwas gehört haben oder nicht. In einer derselben bezeugen drei römische Befehlshaber im eilften Jahre der Regierung des Kaisers Nero, daß sie den Memnon gehört haben, ebenso ein Statthalter im Jahre 93. Die Gattin des Präfecten Cettus Africanus kam dreimal, erst beim dritten Besuche, bezeugt sie, habe sie etwas gehört. Auch der Kaiser Hadrianus und seine Gemahlin Sabina kamen und sollen sehr begünstigt gewesen sein, was die Begleiter als Auszeichnung verherrlichen, zuletzt Septimius Severus, der die Glorie des alten Wunderwerkes der christlichen Religion entgegenstellte, wie aus gleichem Grunde seine Gemahlin Julia Domna dem Philostratus die Biographie des sogenannten Wunderthäters Apollonius von Tyana zu schreiben auftrug. Hadrianus, der baulustige

Fürst, stellte den einen Koloß wieder her, und nach ihm, sagt man, verstummte Memnon, wie er unter den Pharaonen und Ptolemäern stumm gewesen, wenigstens erwähnt kein alter Schriftsteller weiter seine Klagetöne, auch finden sich jüngere Inschriften nicht. Gleichwohl hat das Memnonsbild nicht zu tönen aufgehört. Sir Arthur Smith, der gleichzeitig mit Belzoni Aegypten bereisete, hörte eines Tages früh sechs Uhr mit zahlreicher Begleitung deutlich einen Ton, und der Freiherr von Minutoli in seiner Reise zu dem Orakel des Jupiter Ammon sagt, ihm sei die Gunst versagt worden, er nennt aber mehrere Namen von Europäern, die den Ton gehört haben wollen.

Zur Erklärung der wunderbaren Erscheinung hat man Betrug von Priestern vermuthet, die den alten Glauben entweder den Christen entgegen halten oder den zur Annahme wohl geneigten Römern gefällig machen wollten, schon Strabo spricht davon und auffallend ist daß selbst die französischen Gelehrten dem Glauben an ein Gaukelspiel nicht entsagen mochten. Wundersüchtige Reisende mögen wohl die Sache übertrieben haben oder von einheimischen Führern getäuscht worden sein, aber an einen jahrhundertealten Betrug ist sicherlich nicht zu denken. Viele, die das Klingen gehört haben, sagt Herr von Minutoli, sind der Meinung, daß dasselbe von der schnellen Erhitzung des ungeachtet seiner Härte für die Einwirkungen der Luft und Wärme empfänglichen Steins und von dem sich herstellenden Gleichgewichte der Temperatur herrühre. Man sagt wohl auch, daß das Durchstreichen der verdünn-

ten Luft durch die Poren des Steins das Klingen bewirke, ähnlich sei es in den Granitgemächern des Palastes von Karnak, einem Theile der alten hundertthorigen Thebe, wo auch nach Sonnenaufgang ein leichtes Schwirren wie von einer schwingenden Saite gehört werde. Alexander von Humboldt erklärt die orgelähnlichen Töne auf den Granitfelsen am Ufer des Orinoko aus der Verschiedenheit der Temperatur zwischen der äußeren und der in der durchlöcherten Steinmasse eingeschlossenen Luft, einer Differenz, welche beim Aufgang der Sonne oder in dem Augenblicke, welcher der entfernteste von dem Maximum der Temperatur des vorhergehenden Tages ist, den höchsten Grad erreiche. Aehnliche Töne endlich vernahm man auf der Maladettaspitze in den Pyrenäen und auf der Sinaihalbinsel an einer mit Sand bedeckten von niederen Felsen amphitheatralisch umgebenen Stelle, welche die Araber die Glocke nennen, weil sie glauben, die Töne rühren von einem unterirdischen Kloster her. Andere vermuthen hier vulcanische Einwirkungen. Es ist aber ein alter Volksglaube, daß der auf- und untergehenden Sonne ein gewisses Rauschen oder eine Art Erschütterung der Natur vorausgehe. Der Schwan, der seinen Namen von dem altdeutschen Worte svan hat, welches tönen bedeutet, ist das Symbol des Sonnengottes, das Bild des lichten Tages und Gesanges. Wie im Alterthum so hat zu allen Zeiten die Phantasie der Dichter die liebliche Sage von Memnon, dem die unsterbliche Mutter grüßenden todten Sohne, oder von dem tönenden Memnonsbilde oder von dem Siege des

segensvollen Lichtes über das Dunkel sich angeeignet. Einer der neuesten sagt:

Das Dichterherz ist zu vergleichen
dem Marmor, der, ein Trauerzeichen,
dort über Memnons Grabe klingt.
Er pflegt erst Stimme zu bekommen,
wenn über ihm der Tag erglommen
und einen keuschen Strahl ihm bringt.

2. Der Koloß zu Rhodus.

Wenn wir die Bildwerke der alten Welt betrachtend aus dem Wunderlande Aegypten kommen, um das von plastischen Kunstwerken angefüllte Griechenland zu durchwandern, bietet sich uns als Uebergangsstation die Insel Rhodus an, der alte Sitz des Handels, auf welchen Jupiter nach Homer des Reichthums Fülle, nach Pindar goldenes Schneegestöber herabgegossen hat, ergiebig an Getraide, Wein, Obst und anderen Früchten und von so mildem Klima, daß Plinius sagt, es ziehe sich dort nie ein solches Gewölk zusammen, daß man nicht wenigstens eine Zeit lang am Tage die Sonne sehe, aber auch namentlich in den letzten Jahrhunderten vor Christus ein Mittelpunkt der Künste. Athene schenkte, wie Pindarus sagt, so viel Gaben der Kunst, daß man auf den Straßen lebenden und wandelnden Wesen gleiche Kunstwerke sah. Als Demetrius der Städteeroberer im Jahre 305 Rhodus belagerte, wünschte er vor allem die Erhaltung des an bedrohter Stelle befindlichen Bildes des rhodischen Heros Jalysus von Protogenes und war, da er sich nicht ent-

schließen konnte auf der Seite anzugreifen, wo das Gemählde sich befand, in seinem Unternehmen gegen die Stadt nicht glücklich. Das von Apelles hochgehaltene Bild stand zu Plinius Zeit in dem Friedenstempel zu Rom. Die Rhodier aber errichteten nach Abzug des Feindes ihrem Schutzgotte zu Ehren ein kolossales Standbild. Denn wie den Attikern Athene, so galt den Rhodiern der Sonnengott als heimischer Patron ihrer beim Weltanfange aus den Fluthen des Mittelmeeres emporgestiegenen Insel. Ein altes Epigramm lautet:

Dir, o Helios, weihten der dorischen Rhodus Bewohner
diesen Koloß aus Erz, ragend zum hohen Olymp,
als sie den wilden Wogen Enyo's glücklich entronnen
mit der Beute des Feind's schmückten ihr väterlich Land.

Und außer dem einen größten zählte die Stadt Rhodus noch hundert Sonnenkolosse, kleinere zwar, sagt Plinius, aber von der Art, daß sie, wo sie einzeln gestanden hätten, den Ort berühmt gemacht haben würden. Göthe hat in der Classischen Walpurgisnacht ein Chorlied, welches anhebt: Allliebligste Göttin am Bogen da droben, mit der Hinweisung auf den Sonnengott und seine Verherrlichung auf Rhodus:

Da schaut sich der Hohe in hundert Gebilden
als Jüngling, als Riesen, den großen, den milden.

Ueberhaupt fand nach dem Berichte des Plinius der römische Consul Mucianus 3000 Bildsäulen dort. So stand Rhodus dem Kunstreichthume von Athen, Delphi Olympia wenig nach. Noch nach Jahrhunderten fand

Pausanias auf seiner Rundreise durch Griechenland mehr Erinnerungen an untergegangene Größen als erhaltene Denkmäler, und doch sagt Plinius, daß die griechischen Bildsäulen von Erz und Gold, Marmor und Elfenbein, wenn man auch nur Einiges aufzählen wollte, wie die Bildsäulen des Dianentempels zu Ephesus, Stoff für mehrere Bände darböten. Mit solchen Kunstwerken statteten die Römer ihre Spiele und Triumphzüge aus. Marcus Fulvius brachte 500 nach Rom, Aemilius Paulus eine große Zahl auf 250 Wagen. Der Aedil Scaurus stellte in einem auf einige Zeit erbauten Theater 3000 griechische Statuen auf. Ein römischer Schriftsteller sagt mit Uebertreibung, Mummius habe nach der grauenvollen Zerstörung Korinths mit den übrig gebliebenen Kunstwerken ganz Italien angefüllt, und der Kaiser Nero holte sich aus Delphi, nachdem Raub und Feuer daselbst gewüthet, 500 eherne Statuen für sein goldenes Haus nach Rom.

Der Koloß zu Rhodus zählt zu den sieben Wundern der alten Welt. Es ist eine weit verbreitete Meinung, dieser Koloß habe gleichsam als Portal über dem Eingange des Hafens zu Rhodus in so gespreizter Stellung gestanden, daß zwischen seinen Schenkeln hindurch die Schiffe mit vollen Masten hinein und herausfuhren, am Tage Lichtgott habe er des Nachts eine Pechpfanne in erhobener Rechten haltend als Leuchtthurm gedient, und obwohl das Irrige dieser Vorstellung schon vor hundert Jahren von dem französischen Grafen Caylus nachgewiesen

und es unglaublich ist, daß ein Koloß von 105 Fuß Höhe den 350 Fuß breiten Eingang zum Hafen habe überspannen können, so gehört doch jene Meinung zu beinahe festgewurzelten Irrthümern, und selbst die Ansicht Anderer, daß der Riese über der 40 Fuß breiten Einfahrt eines inneren kleineren Bassins aufgebaut gewesen sei, eine Ansicht, die auch von Ludwig Roß in seinen griechischen Inselreisen getheilt zu werden scheint, ist nach der sorgfältigen Darstellung einer vor kurzem in Hamburg erschienenen Schrift des Dr. Lüders unhaltbar. Von gespreizter Stellung wissen die alten Schriftsteller nichts, sie berichten überhaupt nichts über die Gestalt des Kolosses, sie reden nicht von dem Aussehen des stehenden, sondern von den Trümmern des daliegenden. Ein späterer Schriftsteller sagt, derselbe sei erschrecklich, aber nicht liebenswürdig. Plinius: Noch im Liegen erregt er Bewunderung, Wenige umspannen seine Daumen, seine Finger sind größer als die meisten Standbilder. Der Koloß war 70 Ellen oder 105 griechische Fuß hoch, aus Erz gegossen, in den Jahren 292 bis 280 v. Chr. errichtet. Zwölf Jahre arbeitete der Künstler daran, Chares aus der rhodischen Stadt Lindus, ein Schüler des berühmten Erzbildners Lysippus aus Sicyon, von dem man 1500 Werke annimmt, so kunstvoll, sagt Plinius, daß alle einzeln Berühmtheit verleihen konnten. Derselbe berechnet die Kosten auf 300 Talente, das sind 450000 Thaler. Andere rechnen weit mehr, sogar 3000 Talente oder 4½ Million Thaler, wie noch jüngst der Kaiser Napoleon in seiner Geschichte des

Julius Cäsar 17,400000 Francs. Ein philosophischer Arzt des dritten Jahrhunderts sagt, Chares habe sich im Anschlag verrechnet und, nachdem er die geforderte Summe für Vorarbeiten verbraucht, sich deßhalb das Leben genommen. Eine in diesem Falle seltene Gewissenhaftigkeit. Nicht lange stand der Koloß, nicht viel über ein halbes Jahrhundert, da stürzte er wie ein großer Theil der Stadtmauern und Schiffshäuser in Folge eines Erdbebens im Jahre 224 zusammen. Es soll nun zwar ein Orakelspruch die Wiederaufrichtung verboten haben; als man ihn aber doch wieder aufrichtete und ein neues Erdbeben den Zusammensturz unter der Regierung des Antoninus Pius bewirkte, fand Pausanias die orakelnde Sibylla gerechtfertigt. Nun schweigt die Geschichte ein halbes Jahrtausend über den Koloß, bis der Islam in Rhodus zu herrschen begann. Des Kalifen Othman Feldherr Muavia eroberte die Insel 653, zerlegte den Koloß und fuhr mit dem Erze desselben nach Syrien, wo ein Jude es kaufte und auf 980 Kameelen fortschaffen ließ. Gelehrte berechnen nach der Zahl von 900 Kameelen die ganze Last auf 7200 Centner. Doch hat auch hier die Uebertreibung nachfolgender Erzählungen die Zahl der Thiere auf 30800 gesteigert.

Die Neigung zum Kolossalen ist eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit der alten Welt, auch in der Kunst, die gefeiertsten Werke derselben sind Kolosse, wie die des großen Meisters-Phidias, allen voran die vierzig, nach Hygin sogar sechszig Fuß hohe Colossalstatue des Zeus

in Olympia aus Gold und Elfenbein, das siegreiche Zeus-ideal, das vor dem Tode nicht gesehen haben ein unvollkommenes Leben bedeutete. Nicht weniger staunenswerth das ebenfalls vierzig Fuß hohe, aus demselben kostbaren Stoffe geschaffene Bild der Athene im Parthenon auf der Akropolis in Athen, auch ein Denkmal wie gereifter Technik so beispielloser staatlicher Freigebigkeit. Das abnehmbare Gewand der Göttin wog 44 Goldtalente, das sind 786,500 Thaler, wie einzelne Locken des olympischen Zeus 6 Minen, etwa 300 Friedrichsd'or. Hierzu das 50 — 60 Fuß hohe eherne Standbild der Pallas Promachos, das Bild der in heitrer Majestät siegverkündigenden Götterjungfrau von demselben Meister begonnen, zwischen den Propyläen und dem Parthenon auf der Burg so emporragend, daß den von dem Vorgebirge Sunion Heranschiffenden in einer Entfernung von dreihundert Stadien oder sechs Meilen ihres Speeres Spitze und ihr Helmbusch sichtbar gewesen sein sollen. Der größte Koloß nach dem rhodischen, vierzig Ellen hoch, war ein den Zeus darstellendes Bildwerk des Lysippus und stand auf dem Marktplatze zu Tarent. Man konnte ihn mit einer Hand drehen, so genau war sein Gleichgewicht berechnet, und doch vermochten ihn die plündernden Römer nicht von seiner Stelle fortzubringen. Mehr gelang das mit einer dreißig Ellen hohen Herculesstatue von demselben Meister, die man im Jahre 209 v. Chr. nach Rom auf das Capitolium brachte, von wo später nach dem Hippodrom in Byzanz gebracht sie 1204 von den Lateinern eingeschmolzen wurde. Göthe sagt:

Was ist's zuletzt mit diesen Stolzen?
die Götterbilder standen groß,
zerstörte sie ein Erdestoß,
längst sind sie wieder eingeschmolzen.

Der olympische Zeus des Phidias verbrannte ebenfalls in Constantinopel im Jahre 475. Hatte nun aber auch Lysippus ein großes Vorbild an Phidias und war weit entfernt von einem Abfalle von den griechischen Kunstidealen, die vor den aus Fratzenhafte streifenden asiatischen und ägyptischen Bildwerken mit Schaudern zurücktraten, gleichwohl darf man sagen, daß nach ihm, seit der Zeit Alexanders des Großen, das Streben nach Effekt durch Massenhaftigkeit sich mehr und mehr geltend machte und als ein Zeichen sinkendes Geschmacks erschien. Otfried Müller sagt: Die schaffende Thätigkeit mußte, nachdem der natürliche Ideenkreis der Hellenen plastisch ausgebildet war, in ihrem Schwunge ermatten oder auf eine krankhafte Weise zu abnormen Erfindungen getrieben werden. Ich erwähne nur noch einen Koloß, den des mit dem Sonnengotte wetteifernden römischen Kaisers Nero von dem Erzbildner Zenodorus, ein kolossales Standbild von 120 Fuß Höhe, wie gesagt wird, für die Vorhalle seines goldnen Hauses bestimmt. Nach des Kaisers Tode dem Sonnengotte geweiht ward der Koloß zu Hadrians Zeit durch 24 Elephanten in die Nähe des unter dem Namen des Colosseums bekannten Flavischen Amphitheaters gerückt, der wahnwitzige Commodus ließ ihm aber das strahlenumkränzte Haupt abschlagen und seinen Kopf darauf setzen. Die moderne Welt, an Großartigkeit der Ideen und

Unternehmungen dem Alterthume nachstehend, hat wenig Kolosse aufzuweisen: ich nenne als kolossale Erzbilder den 39 Fuß hohen Hercules auf der Wilhelmshöhe bei Kassel, die Bavaria auf der Theresienwiese bei München und das unvollendet und unaufgestellt gebliebene Hermannsdenkmal.

Ich schließe womit ich begann, daß man zu allen Zeiten Mühe gehabt hat die irrthümliche Ansicht von der gespreizten Schenkelstellung des Kolosses zu Rhodus aufzugeben, und führe zum Beweise zwei Stellen aus Shakespeare an. In der einen schildert Cassius den Cäsar so:

> Ja er beschreitet, Freund, die enge Welt
> wie ein Colossus, und wir kleinen Leute
> wir wandern unter seinen Riesenbeinen
> und schaun umher nach einem schnöden Grab.

In der andern sagt Falstaff zu Prinz Heinrich: Heinz, wenn du mich in der Schlacht am Boden siehst, so komm und stelle dich schrittlings über mich, es ist Freundespflicht. Worauf der Prinz: Niemand als ein Colossus kann dir diese Freundschaft erweisen.

---

3. Laokoon.

Laokoon ist eine Gestalt, deren tragisches Geschick wohl geeignet scheint die Kunst aufzurufen und zu begeistern, und obwohl nachhomerisch hat er schon früh die Geister der Antike beschäftigt. Doch sind neben vielen einzelnen in sich abweichenden Bruchstücken und Spuren nur zwei Denkmäler vorhanden, die von ihm zeugen und an die mit Uebergehung von Unermitteltem oder Unvereinbarem sich meine Darstellung anschließt: eine Episode in der Aeneide des Virgilius und ein steinernes Bildwerk.

Laokoon, ein Priester des Neptun, hatte, als die Griechen bei ihrem scheinbaren Abzuge von Troja ein der Pallas geweihetes hölzernes Pferd zurückgelassen hatten, dieses als Trugbild erkannt und mit seinem Speere verletzt. Das trojanische Volk aber feiert den Frieden, den es gekommen glaubt, und Laokoon ist in Begriff am Meeresgestade seinem Gotte einen Stier zu opfern. Was da geschah, hören wir aus der trefflichen Erzählung des Dichter in der Schillerschen Uebertragung:

> Jetzt aber stellt sich den entsetzten Blicken
> ein unerwartet schrecklich Schauspiel dar:
> es stand den Opferfarren zu zerstücken
> Laokoon am festlichen Altar,
> da kam, mir bebt die Zung' es auszudrücken,
> von Tenedos ein gräßlich Schlangenpaar,
> den Schweif gerollt in fürchterlichem Bogen,
> daher geschwommen auf den stillen Wogen.
>
> Die Brüste steigen aus dem Wellenbade,
> hoch aus den Wassern steigt der Kämme blut'ge Gluth
> und nachgeschleift in ungeheurem Rade
> netzt sich der lange Rücken in der Fluth,
> lautrauschend schäumt es unter ihrem Pfade,
> im blut'gen Auge flammt des Hungers Wuth,
> gewetzt am Rachen zischen ihre Zungen:
> so kommen sie ans Land gesprungen.
>
> Der bloße Anblick bleicht schon alle Wangen
> und aus einander flieht die furchtentseelte Schaar,
> der pfeilgerade Schuß der Schlangen
> erwählt sich nur den Priester am Altar.

Der Knaben zitternd Paar sieht man sie schnell umwinden,
den ersten Hunger stillt der Söhne Blut,
der Unglückseligen Gebeine schwinden
dahin von ihres Bisses Wuth.

Zum Beistand schwingt der Vater sein Geschoß,
doch in dem Augenblick ergreifen
die Ungeheu'r ihn selbst, er steht bewegungslos
geklemmt von ihres Leibes Reifen,
zwei Ringe sieht man sie um seinen Hals und noch
zwei andre schnell um Brust und Hüfte stricken
und furchtbar überragen sie ihn doch
mit ihren hohen Hälsen und Genicken.

Der Knoten furchtbares Gewinde
gewaltsam zu zerreißen strengt
der Arme Kraft sich an, des Geifers Schaum besprengt
und schwarzes Gift die priesterliche Binde,
des Schmerzes Höllenqual durchdringt
der Wolken Schooß mit berstendem Geheule:
so brüllt der Stier, wenn er gefehlt vom Beile
und blutend dem Altar entspringt.

Die Drachen bringt ein blitzgeschwinder Schuß
zum Heiligthum der furchtbar'n Tritonide,
dort legen sie sich zu der Göttin Fuß
beschirmt vom weiten Umkreis der Aegide.
Entsetzen bleibt in jeder Brust zurück,
gerechte Büßung heißt Laokoons Geschick,
der frech und kühn das Heilige und Hehre
verletzt mit frevelhaftem Speere.

Es war im Jahre 1506 daß man zu Rom in dem Weingarten des ehemaligen esquilinischen Palastes des Kaisers Titus das Kunstwerk fand, welches unter dem Namen der Laokoonsgruppe bekannt ist. Jetzt steht dasselbe in dem Belvedere des Vaticans, nachdem es eine

Zeit lang nach Paris geraubt gewesen, die Verfertiger sind die Rhodier Agesander, Polydorus und Athenodorus, vielleicht der Vater mit zwei Söhnen. Das früheste und einzige Zeugniß des Alterthums von der Existenz der Gruppe ist eine Stelle des Plinius, der sie im Palaste des Titus sah. Er sagt, sie sei aus einem Stein gebildet, und hat dadurch hier und da die wunderliche Ansicht erzeugt, daß das von ihm geschaute und geschilderte Kunstwerk und das uns erhaltene zwei verschiedene seien. Nicht aber aus einem Steine besteht das Werk, sondern aus fünf Marmorstücken, deren Fugen auch jetzt nur bei sehr aufmerksamer Betrachtung zu erkennen sind, der rechte Arm des Vaters und die Arme der Söhne sowie Einiges an den Füßen ist nach der Auffindung, wie man sagt, durch einen Schüler des Michel Angelo ergänzt worden.

Die Laokoonsgruppe mit ihrer kühnen Composition und mit ihrem edlen Geschmack in der Lösung schwieriger Aufgaben ist zu allen Zeiten Gegenstand der Bewunderung gewesen und geblieben, in hundert Ab- und Nachbildungen vervielfältigt, Ihnen allen bekannt. Schon Plinius nennt sie ein Kunstwerk, das allen Werken der Mahlerei und der Bildhauerkunst vorzuziehen sei, und Michel Angelo nannte sie nur das Wunder der Kunst. Aus ihr hat man die an Kunstwerke zu stellenden Bedingungen entwickelt und für Lessing ist sie in dem unvergleichlichen Werke über die Grenzen der Mahlerei oder überhaupt der bildenden Künste und der Poesie, welches er Laokoon überschrieben hat, der Ausgangs-, Mittel- und Endpunkt geworden.

Die größten Meister und Kunstkenner sprechen sich fast übereinstimmend aus. Göthe sagt: Sie ist neben allen übrigen anerkannten Verdiensten ein Muster von Symmetrie und Mannigfaltigkeit, von Ruhe und Bewegung, von Gegensätzen und Stufengängen, die sich zusammen theils sinnlich theils geistig dem Beschauer darbieten und den Sturm der Leiden durch Anmuth und Schönheit mildern. Der Körper des verwundeten Laokoon flieht auf die entgegengesetzte Seite, der Leib ziehet sich ein, die Schulter drängt sich herunter, die Brust tritt hervor, der Kopf senkt sich nach der berührten Seite: so entsteht durch Verwundung und gleichzeitige Umstrickung eine Zusammenwirkung von Streben und Fliehen, von Wirken und Leiden, von Anstrengen und Nachgeben, die vielleicht unter keiner andern Bedingung möglich wäre. Haupturſache der ganzen Bewegung ist das augenblickliche Gefühl der Wunde, welche die eine Schlange dem Priester, als er sie abwehrend preßt, an der Hüfte beibringt.

Aber nicht bloß Gegenstand der Bewunderung ist die Laokoonsgruppe geworden, sie hat auch Zweifel und Untersuchungen, namentlich über das Verhältniß des Bildhauers zum Dichter und über die Entstehungszeit des Bildwerkes hervorgerufen. Es gilt zu ermitteln, ob die Meister der Poesie und Kunst einer den andern vor Augen gehabt und nachgeahmt haben, und dazu dient vornehmlich die Nachweisung der Verschiedenheiten, welche sich zwischen beiden Kunstwerken finden. Bei dem Dichter schwingt der Priester ein Geschoß, im Bildwerke hat er nur seine Hände zur

Abwehr; bei dem Dichter erscheint Laokoon in vollem Priesterornate, der Künstler stellt ihn unbekleidet dar und opfert, wie Lessing sagt, das Uebliche dem Ausdrucke; bei dem Dichter umstricken die Schlangen erst die Knaben und sättigen an ihrem Blute den ersten Hunger, dann ergreifen sie den Vater, der den Kindern zu Hilfe kommt, sie schlingen sich zweimal um seinen Leib und Hals und ragen mit den Köpfen hoch über ihn hinaus, in dem Bildwerke sehen wir aber sofort an dem Vater mit der Energie des Widerstandes hoch gesteigertes Pathos und den stärksten Ausdruck des physischen Leidens, während von den Söhnen der ältere nur an Arm und Fuß umwunden weniger leidet, der jüngere aber mehrmals umstrickt und an der Brust zusammengeschnürt kaum noch Widerstand leistet. Die bildende Kunst, die einen pathetischen Gegenstand erwählt, sagt Göthe, ergreift den Moment, der Schrecken erweckt, die Poesie solche, die Furcht und Mitleid erregen. Schrecken ist beim Vater, Mitleid für den jüngern Sohn, Furcht und Hoffnung für den älteren. Die Hauptdifferenz endlich bezieht sich auf den Ausdruck des Schmerzes. Bei Virgilius schreit der Priester laut auf, und diese Klage nennt Feuerbach den lauten, volltönenden Weheruf, welchen der griechische Beschauer von den Lippen des leidenden Philoktetes, des rasenden Hercules, des sterbenden Agamemnon zu hören gewohnt ist. Schreit doch bei Homer nicht bloß die verwundete Venus sondern auch Mars und zwar wie zehntausend Krieger. Winckelmann aber sagt, wie die Tiefe des Meeres allezeit ruhig bleibe, die Oberfläche möge

noch so sehr in Aufruhr sein, so zeige der Ausdruck in den Gestalten der Griechen bei allen Leidenschaften eine große Seele, er läßt daher bei dem Laokoon des Bildwerks nicht ein Geschrei, sondern nur ein ängstliches Seufzen zu. Eben so Lessing: das Schreien sei Entstellung des Gesichts, der Anblick des Schmerzes errege Unlust ohne Mitleid, die weite Oeffnung des Mundes sei von widrigster Wirkung, der bildende Künstler opfere den Ausdruck der Schönheit. Nach Göthe und Anderen herrscht im Bildwerke der psychische Schmerz vor, vielleicht Schuldbewußtsein oder Wehmuth im Hinblick auf den unabwendbaren Untergang des Vaterlandes. Jedenfalls tritt uns hier der große Unterschied zwischen Poesie und Plastik bedeutsam entgegen und muß, während den Dichter Nichts nöthigt seine Gemählde in einen einzigen Augenblick zusammenzudrängen, der bildende Künstler vermeiden des Schmerzes widerwärtige Erscheinung zu verewigen. Und so haben, man muß es bekennen, Künstler und Dichter wohlgethan. Tragisch-pathetisch ist der Charakter des Bildwerks, durch seine Gruppenbildung entsteht ein dramatisches Interesse, der Mittel- und Schwerpunkt ruht auf der Gestalt des Vaters, in welcher Energie und Pathos bis zur äußersten Grenze der Darstellbarkeit geführt erscheinen.

Ist nun wohl anzunehmen, daß Virgilius den Künstlern nacharbeitete? Es ist nicht anzunehmen, daß er das in dem Kunstwerke Vorgefundene, wie die Windungen der Schlangen, verändert haben sollte, und wenn er die so rührende Verbindung von Schmerz und Schönheit in dem

Kunstwerke vor Augen gehabt hätte, was hätte ihn nöthigen können, fragt Karl Friedrich Hermann, die Idee von männlichem Anstande und großmüthiger Geduld, welche aus dieser Verbindung entspringt, so völlig unangedeutet zu lassen und uns auf einmal mit dem gräßlichen Geschrei seines Laokoon zu schrecken? Und Lessing weiset nach, daß der Künstler die Abweichungen dem ästhetischen Charakter der Plastik nach vornehmen mußte, während es dem Dichter freigestanden hätte sich eng an das Kunstwerk anzuschließen, wenn er dieses kannte. Wenn es demnach glaublicher scheint, daß Agesander und seine Mitarbeiter ihr Kunstwerk der Dichtung des Virgilius nachgebildet haben, so dürfen wir dieß doch nicht anders als mit der beschränkenden Bemerkung annehmen, daß die Künstler dem Dichter folgten ohne ihre Selbständigkeit aufzugeben oder sich von ihm in Kleinigkeiten verführen zu lassen. Winckelmann weiset gegenseitige Nachahmung ab, nennt aber in etwas bedenklicher Weise die vorhandenen Aehnlichkeiten zufällig. Es liegt endlich noch eine andere Möglichkeit vor, daß Beide, Dichter und Künstler, aus gemeinschaftlicher Quelle geschöpft haben. Virgilius freilich ist ein großartiger Nachahmer der Griechen, und einer seiner späteren Landsleute hat sogar gesagt, er habe das zweite Buch der Aeneis, und das ist das Buch, worin von Laokoon die Rede ist, fast wörtlich aus dem Gedichte des Pisander abgeschrieben. Aber von diesem Pisander ist außer einem gepriesenen Namen Nichts überliefert und überhaupt von einer dichterischen oder künstlerischen Behandlung der Laokoonssage

wenig Sicheres erhalten oder bekannt, außer daß dem Sophokles ein verloren gegangenes Trauerspiel Laokoon zugeschrieben wird. Feuerbach nennt daher die Gruppe einen Marmor groß und furchtbar, aber eben so rührend als tief erschütternd, bei aller Leidenschaftlichkeit noch getragen von dem feierlichen Maße einer rhythmischen Bewegung und weit über den kalten rednerischen Pomp des Römers hinausgehoben, den treuesten Spiegel des Sophokles. Eine geistreiche Muthmaßung, aber eben eine Muthmaßung.

Nach dem Gesagten und Angedeuteten läßt sich zuletzt eine Ansicht über die Entstehungszeit der Laokoonsgruppe gewinnen. Gewichtige Stimmen rücken sie in die Zeit des Lysippus und Alexanders des Großen hinauf, so Winckelmann, Otfried Müller, Welcker, in die Zeit, welcher allerdings ältere Kunstwerke angehören, (wie der aus Rhodus nach Rom gebrachte Farnesische Stier, großartig aber ohne höheren Inhalt,) womit Asinius Pollio seine Bauten schmückte. Andere aber, wie Lessing, Thiersch, Hermann, setzen die Entstehung der Gruppe in die Mitte des ersten christlichen Jahrhunderts, wo bedeutende Künstler in Rom lebten und auf kaiserliche Bestellung arbeiteten, eine Ansicht, welcher ich mich schon darum anschließe, weil bei allem Mangel an sonstigen sicheren Ueberlieferungen durch diese Ansicht sich das Verhältniß der Gruppe zu der dichterischen Behandlung der Sage einfach und entschieden feststellt. Auch hat Preller vielleicht nicht mit Unrecht gesagt, daß die Gruppe zu den nicht mehr durch Glaube

und Cultus sondern durch vornehme Pracht und theatralische Dichtung veranlaßten Conceptionen, also in die Zeit gehört, in welche der Torso des Hercules im Belvedere, der vaticanische Apollo, die Rossebändiger von Monte Cavallo gesetzt werden.

II. Drei Frauen des Alterthums.

1. Pantheia.

Es ist eine alte Wahrnehmung, daß dem Weibe in dem Zeitalter der Rohheit, in welchem Stärke für Tugend gilt, keine Rechte zugestanden und seine Dienste ohne Dank und Anerkennung hingenommen werden und daß im Zeitalter der Ueberverfeinerung das Verhältniß umgekehrt erscheint, der Mann sich seines Rechtes begibt, glücklich der Frau seine Dienste auch ohne Vergeltung weihen zu dürfen. Beides nennt Friedrich Jacobs Versündigung gegen die Gesetze der Natur. Aber zu allen Zeiten gibt es Ausnahmen, zu keiner Zeit hat es auch an herrlichen Frauengestalten gefehlt, und um dafür ein leuchtendes Zeugniß abzulegen, will ich nicht aus den hellen und heiteren Civilisationsgefilden des Alterthums, sondern aus jenen entlegenen Regionen ein Bild vorführen, welche sich nicht nur unserer Kenntniß zu entziehen pflegen, sondern nicht einmal immer die Voraussetzung beachtenswerther Eigenschaften für sich haben.

Im sechsten Jahrhunderte v. Chr. gründete Cyrus der Perser ein Weltreich, welches sich über einen großen Theil von Asien erstreckte. Der griechische Geschichtsschreiber Xenophon hat die Gründung dieses Reiches und die Eroberungszüge des gewaltigen Fürsten im Ganzen und Großen dargestellt und dabei die Erziehung und Jugendzeit seines Helden und gemüthliche Familienbeziehungen zur Anschauung und Geltung zu bringen nicht vergessen. Hierzu voran eine kleine Erzählung.

Als Cyrus das Land Armenien erobert und den König mit den Seinen gefangen genommen hatte, fragte er des Königs Sohn Tigranes, der eben von einer Reise zurückgekehrt und über das Geschick seiner Eltern und Verwandten, besonders seiner jungen Gattin sehr betrübt war: Wie viel würdest du darum geben, um deine Frau wieder zu bekommen? Ich würde, erwiederte jener, selbst mein Leben hingeben, daß sie nur nicht zur Sklavin würde. Cyrus gibt Alle ohne Lösegeld frei und Alle preisen in die Heimath gekommen die Weisheit, Sanftmuth und Schönheit des edlen Siegers. Tigranes fragte seine Gattin: Schien auch dir Cyrus schön? Ich habe ihn nicht darauf angesehn, und auf seine Frage: Wen denn? Den, welcher sagte, daß er sein Leben darum geben würde, um mich nicht in Sklaverei kommen zu lassen.

Ich bitte aber um die Erlaubniß etwas ausführlicher nach demselben Geschichtswerke eine Frau zu schildern, welche als die schönste in ganz Asien und als die edelste und sittsamste genannt wird, und die Erzählung, wie sie gegeben ist, wenn auch im Auszuge wiederzugeben. Auf seinen Eroberungszügen siegreich vordringend überwand Cyrus die Assyrier, erbeutete ihr reiches Lager und bekam in demselben auch Pantheia, die Gattin des Fürsten aus dem angrenzenden Lande Susiana Abradatas, der als

Abgesandter des Assyrierkönigs nach Baktrien gegangen war, mit ihren Schätzen und Dienerinnen in seine Gewalt. Ohne sie gesehen zu haben oder sie sehen zu wollen zog er weiter, nachdem er sie unter die Obhut seines Jugendfreundes Araspas gestellt hatte. Dieser hatte ihm erzählt: Als wir in ihr Zelt traten, saß sie auf dem Boden und ihre Dienerinnen um sie her, sie in derselben Sklaventracht und verschleiert, aber als Gebieterin erkennbar, zumal als wir alle aufstehen hießen, und als wir ihr sagten, daß sie des Cyrus Sklavin sei, rollten ihr die Thränen herab, sie zerriß ihr Gewand, und es entstand ein allgemeines Wehklagen. Araspas hatte vergeblich versucht Cyrus zu einem Besuche bei Pantheia zu bewegen und sich in stoischer Weise über die Gefährlichkeit der Schönheit ausgelassen: die Schönheit sei nicht im Stande den Menschen zum Unrecht zu verleiten, das Feuer brenne Alle auf gleiche Weise, das Lieben aber sei willkürlich, es liebe Jeder was er wolle. Als er aber nicht bloß die Schönheit der Frau immer wieder sah, sondern auch ihren Edelsinn und ihre Dankbarkeit für seine Aufmerksamkeiten wahrnahm und selbst wenn er unwohl war ihre Theilnahme und Fürsorge erfuhr, da änderten sich seine Ansichten und Empfindungen in so bedenklicher Weise, daß sie sich veranlaßt fühlte dem Cyrus Mittheilung machen zu lassen. Dieser ließ den Araspas zu sich kommen, tröstete den von Schaam und Reue Ueberwältigten, lachte ihn aus, weil er über zarte Empfindungen erhaben zu sein geglaubt habe, und klagte sich an daß er ihn in eine so gefährliche Lage gebracht

habe. Darauf schickte er ihn, da er den König Krösus von Lydien zu bekriegen in Begriff war, insgeheim, als sei er entflohen, um einer Strafe zu entgehen, als Auskundschafter in das Lager der Feinde. Mit Freuden ergriff Araspas diesen Auftrag, und als Cyrus ihn fragte, ob er die schöne Frau werde verlassen können, fing er wieder an zu philosophiren: Ich habe offenbar zwei Seelen, das habe ich mit dem gottlosen Sophisten dem Liebesgotte ausgeklügelt; denn wenn die Seele eine ist, ist sie nicht zugleich gut und schlecht; aber wenn die gute die Oberhand hat, so geschieht das Schöne, wenn aber die böse, so wird das Häßliche unternommen. Nun aber weil sie dich zum Kampfgenossen erhalten hat, ist die gute durchaus die siegreiche. Diese Zweiseelentheorie ist den Sokratischen Philosophen geläufig: wie eine Hand einen Gegenstand nicht zugleich anziehen und zurückstoßen könne, so daß derselbe zu gleicher Zeit still stehe und sich bewege, so sei die Seele nicht eine, meinte man, sondern die eine sinnig und verständig, die andere unverständig. Pantheia aber, welche meinte, daß Araspas zu den Feinden des Cyrus übergegangen sei, bat diesen um Erlaubniß einen Boten an ihren Gatten zu schicken, daß er von dem Feinde herüberkäme, an ihm werde Cyrus einen treueren Freund als an Araspas haben. Abradatas kam und von Cyrus zuerst zu seiner Frau geschickt erfuhr er beim fröhlichen Wiedersehen des Siegers Edelmuth und erhielt von ihr auf die Frage, wie er sich dankbar beweisen könne, die Antwort, er solle so gegen Cyrus handeln wie dieser gegen ihn.

Nun folgen Zurüſtungen und Anſtalten zur Schlacht gegen den Lyderkönig, Abradatas leiſtet dem Cyrus treulich Beiſtand, er beſchafft ihm hundert Sichelwagen und verſieht ſeinen eignen mit vier Deichſeln und acht erzgerüſteten Pferden. Er erbat ſich den gefährlichſten Poſten in der Schlacht den tapfern Aegyptiern gegenüber und behielt ihn, da die perſiſchen Heerführer Einſpruch dagegen erhoben, durch das Loos. Pantheia brachte ihm einen goldnen Panzer, einen goldnen Helm, Armſchienen, breite Spangen um die Handgelenke, einen purpurnen Leibrock und einen hyazinthfarbigen Helmbuſch, ſie legte ihm die Waffen, die ſie ihm heimlich von ihrem zuſammengeſchlagenen Schmucke hatte fertigen laſſen, an, ſprach, indem ihr die Thränen über die Wangen rollten: Du ſelbſt biſt doch mein ſchönſter Schmuck, und ſchwur ihm unwandelbare Treue. Er aber berührte ihr Haupt, blickte gen Himmel und ſprach: Größter Zeus, gewähre mir die Gunſt als würdigen Gatten der Pantheia und als würdigen Freund des Cyrus mich zu bewähren. Sie aber folgte dem Wagen, bis er ihr zurief: Sei getroſt, Pantheia, leb wohl und gehe nun zurück.

Es kommt zur Schlacht bei Thymbrara im lydiſchen Lande, Cyrus ſiegt, Abradatas fällt tapfer kämpfend. Es wird dem Cyrus gemeldet, Pantheia habe den Leichnam aufgehoben und in ihrem Wagen an den Fluß Paktolus gebracht, dort wolle ſie ihm auf einem Hügel ein Grab bereiten, ſie ſitze auf dem Boden, habe den Mann mit Allem, was ſie beſaß, geſchmückt und halte ſeinen Kopf

in ihrem Schooße. Cyrus eilte an den Ort der Trauer, ließ Schmuckſachen für den todten Freund und Helden bringen und Todtenopfer bereiten. Gute treue Seele, ſo haſt du uns verlaſſen? rief er aus und tief betrübt wendete er ſich zu der Frau, die ſich anklagte den Mann noch zur Treue und Hingebung für Cyrus ermahnt zu haben, und ſprach: Sein Tod iſt ſchön, er iſt als Sieger geſtorben, ich werde ſein Grab ſchmücken und für dich ſorgen, ſage nur, wohin du geführt ſein willſt. Pantheia erwiederte: Ich werde dir nicht verheimlichen, zu wem ich zu kommen wünſche. Darauf blieb ſie allein, hieß auch die Diener abtreten und gebot der begleitenden Amme ſie und ihren Mann in ein Gewand zu hüllen, und während dieſe nach vergeblichem Flehen ſich hinſetzte und weinte, erſtach ſie ſich mit einem Dolche, legte ihr Haupt auf die Bruſt des Gatten und verſchied. Die Amme that wie ihr geboten war, die Diener tödeten ſich, Cyrus ließ ein hohes Grabmal errichten.

Das Schriftwerk, aus welchem ich die vorgetragene Erzählung ausgezogen habe, die Cyropädie des Xenophon, obwohl eine Lieblingsſchrift des großen Römers Scipio Africanus, obwohl von einem unſrer größten Philologen als das Meiſterwerk des Xenophon anerkannt, hat doch wie in andrer Beziehung ſo hinſichtlich ſeiner hiſtoriſchen Glaubwürdigkeit viel Zweifel und Anfechtung erfahren und iſt in die Kategorie der Romane verwieſen worden. Gervinus ſagt: Die Cyropädie eröffnet die geſammte romantiſche Poeſie, halb Geſchichte halb Roman, halb Poeſie

halb Philosophie und Moral. Es ist wahr, sie stellt, wie schon Cicero und Andere erkannten, Cyrus als das Ideal des Beherrschers eines großen Reiches dar, aber sie ist die sicherste Quelle für die durch mannigfaltige Erzählungen unsicher gewordene Kenntniß der Geschichte des Mannes und seines Reiches. Cyrus ist nichts weniger als Romanheld und das Werk ist schon darum kein Roman, weil in demselben die nahe liegende Gelegenheit zu romantischer Ausschmückung und die Durchzeichnung einzelner Charaktere eben so wie die Verwickelung und Lösung von Ereignissen und Zuständen verschmäht ist. Und scheint die Erzählung von Pantheia und Abradatas eine Ausnahme zu machen, den Charakter der Erfindung trägt sie sicherlich nicht.

Das Geschick der Pantheia ist auf Grund der genannten Quellenschrift im ganzen Alterthume viel gefeiert, von Dichtern besungen und auch durch die Kunst verherrlicht worden. Im dritten Jahrhunderte n. Chr. lebte in Athen und Rom der talentvolle Rhetor Flavius Philostratus, welcher, wie er sagt, in Neapel eine Gemähldesammlung fand und statt der abgenutzten historischen, politischen und moralischen Probleme nach Maßgabe der vorgefundenen Kunstwerke, die er beschreibt, wenn auch ohne höhere Anschauung doch als mit Unrecht angezweifelter und verdächtigter Kunstschriftsteller seine Sophistentheorie durch solche Motive neu zu beleben wußte. Göthe hat die Bilder, deren Schilderung wir von Philostratus haben, nach dem Gegenstande in neun Klassen geordnet, deren erste er die Bilder hochheroischen, tragischen Inhalts nennt, und unter

diesen — es sind deren 31 — befindet sich das Pantheiabild. Dasselbe ruht offenbar ganz auf dem Grunde der Xenophonteischen Erzählung. Philostratus fügt beschreibend und ausdeutend hinzu: Pantheia stößt sich den Dolch in die Brust ohne Schmerz, weil sie sich selbst sendet, ohne Seufzer, die auf den Lippen ruhende Schönheit strahlt auch von der Schweigenden aus, schwarzes Haar wallt um Schultern und Nacken, die Augen sind voll Wehmuth, aber nicht ohne Heiterkeit, der Genius der Sehnsucht Himeros ist über sie ausgegossen, selbst die Röthe auf den Wangen ist nicht verschwunden, Schönheit und Schaam begleiten sie. Der Charakter des geschilderten Bildes ist bei aller Farbengebung Todtenstille, die That der Ausfluß freudiger Hingebung und edler Seelenstärke, aber ohne Widerstand gegen eine feindliche Macht, welcher entronnen werden soll, zuletzt nichts als blutige Hinopferung, der Gegenstand mehr für Geschichtsdarstellung als für bildende Künste geeignet. Solche Gegenstände gefielen auch der älteren Zeit mit ihren heiteren Kunstgebilden nicht, blutige und greuelvolle Darstellungen bezeichnen mehr die Vorliebe der etruskischen Kunst als die althellenische Neigung, das Gemählde gehört daher wohl der späteren Zeit an, vielleicht der Zeit der Antonine, namentlich des Marcus Aurelius, unter welchem die stoische Philosophie sich wieder auf den Thron gesetzt hatte. Ja man hat den gefeierten Künstler Aëtion aus dieser Zeit als den muthmaßlichen Mahler bezeichnen wollen.

Anhangsweise will ich noch erwähnen, daß Lucianus unter seinen vielen Schriften auch eine hat, in welcher er

zur Lobpreisung einer Pantheia und ihrer körperlichen und geistigen Reize und Vorzüge alle Künste zu Hilfe ruft. Der oben genannte Kaiser Marcus Aurelius zog gegen seinen aufrührerischen Feldherrn in Syrien Avidius Cassius zu Felde, überwand ihn, verlor aber seine Gemahlin Annia Faustina durch den Tod, und die erwähnte Pantheia, welche Lucian möglicherweise während seines Aufenthaltes in Athen gesehen hatte, eine Jonerin aus Smyrna, ward des Kaisers Geliebte oder, wie Wieland es ausdrückt, seine Gemahlin zur linken Hand.

2. Xanthippe.

Hochgeehrte, ich führe Sie in die Häuslichkeit des Philosophen Sokrates. Es ist eine ärmlich ausgestattete Häuslichkeit, Sokrates selbst schätzt sein ganzes Vermögen auf fünf Minen, das sind etwa 120 Thaler. Kaum glaublich, da die Familie auch bei der größten Wohlfeilheit in Athen davon nicht leben konnte. Entweder ist das Angegebene jährlicher Zinsenbetrag, und so viel bedurfte eine Familie von vier Personen bei aller Beschränktheit, wie sie hier vorlag, zum Lebensunterhalte, oder Sokrates hatte andere Bezüge sei es durch Unterstützung der Freunde oder von der Arbeit der Frau und der Söhne oder, wie auch Einige wissen wollen, von ausstehenden Geldern. Bei seinem begüterten Freunde Kriton soll er 70 Minen auf Zinsen gehabt haben. Im Hause waltet die Frau und befinden sich drei Söhne, von denen, als der Vater im siebzigsten Jahre starb, der älteste Lamprokles herangewachsen war,

die beiden andern, Sophroniscus und Menexenus, von Einigen Menedemus genannt, im Knabenalter standen. Daß der Erzieher des Menschengeschlechts die eignen Kinder in den Unterricht nahm, läßt sich mit Sicherheit annehmen und erhellt aus einer später anzuführenden Erzählung. Als einst Alcibiades zu ihm kam, fand er ihn mit seinen Knaben auf langem Rohr um die Wette durch das Zimmer reitend. Und die Frau? Ihr Name ist eine vorurtheilsvolle Charakteristik — Xanthippe, arm, aber aus guter Familie, vielleicht selbst mit Perikles verwandt. Der Name kommt sonst kaum vor, eine Ururenkelin des Korinthischen Herrschers Periander soll ihn geführt haben, aber er ist Jahrhunderte hindurch im Leben und in der Literatur, selbst bei Kirchenvätern, die Bezeichnung einer bösen Frau geworden, der literarische Volkswitz deutet ihn als Zanktippe aus und unsere ABCbücher sorgen dafür daß die Kinder ja zeitig etwas von der bösen Frau erfahren. Doch soll eine christliche Namensschwester sogar heilig gesprochen worden sein.

Die anekdotensüchtige Griechenwelt der späteren Zeit hat eine Anzahl Erzählungen über das häusliche Leben des Sokrates und seiner Gattin und nicht wenig mißliebige Schilderungen von häuslichen Scenen gegeben. Ich theile einige mit, ohne auch nur eine zu verbürgen. Aus dem geschilderten Hause ergingen wohl wenig Einladungen. Als aber doch einmal mehrere Wohlhabende als Gäste erwartet wurden und Xanthippe sich der geringen Bewirthung schämte, sagte Sokrates: Sei unbesorgt, sind sie mäßig,

so werden sie uns nicht verschmähen, um Unmäßige kümmern wir uns nicht. Als aber Sokrates einmal seinen Freund Euthydemus als Gast mitbrachte, stieß die zornmüthige Frau voll Aerger über den unerwarteten und vielleicht auch nicht gern gesehenen Gast den Tisch um. Eine Geschichte übrigens, die auch von der Frau des weisen Pittacus erzählt wird. Der reiche Alcibiades schickte einen großen feinen Kuchen, Xanthippe, welcher der Umgang des Mannes mit dem Jüngling nicht gefiel, nahm den Kuchen und warf ihn auf die Erde. So, sprach der Alte, wirst auch du nichts davon bekommen. Sokrates selbst war im Annehmen von Geschenken nicht eilig, derselbe Alcibiades äußert bei Plato, daß Ajax leichter durch das Schwert als Sokrates durch Geldgeschenke bezwungen werden könne. Der römische Kaiser Marc Aurel erzählt, besuchende Freunde seien in Verlegenheit gekommen, weil sie den Sokrates in einem dürftigen Kittel fanden, er hatte nur ein Oberkleid und in diesem war Xanthippe ausgegangen. Ein ander Mal bei Gelegenheit eines Festzuges verweigerte er es ihr, weil es ihr mehr darauf ankomme sich sehen zu lassen als zu schauen. Die Oberkleider beider Geschlechter hatten einen Schnitt, auch die Frau des edlen Phocion zog aus Sparsamkeit des Mannes Kleid an und man sagte von ihr, sie kleide sich in Bescheidenheit und in die eben vorhandenen Kleider. Einmal aber gab es eine gar ärgerliche Scene im Hause, und als der Mann fortging, begoß ihn die Frau noch obenein. Natürlich, sagte der Philosoph, indem er sich abtrocknete, nach dem Donnerwetter kommt

der Platzregen. Vielleicht hatte er die Bemerkung nicht gemacht, die später Jean Paul gemacht hat, daß, wie die Gewitter eines Sommers meistens aus einer und derselben Gegend kommen, so der Ehemann darauf achten müsse, aus welchen Anlässen die ersten trüben Wolken und Unwetter in der Ehe kommen.

Es ist eine schöne Sache um Geduld und Gleichmuth. Xanthippe selbst rühmte nach Cicero's Zeugniß des Sokrates unverändertes Gesicht beim Kommen und beim Gehen, und der ältere Cato, von dem bekannt ist daß er dem griechischen Weisen keine besondere Hochachtung widmete, bewunderte an ihm nichts weiter als seine Geduld gegenüber seiner Frau und den Söhnen; denn auch diese, von denen Seneca sagt, sie seien der Mutter ähnlicher gewesen als dem Vater, sind bei den Verunglimpfungen der Mutter nicht verschont geblieben. Sokrates Gleichmuth aber ertrug den Rauch um des Feuers willen.

Es mag zur Vervollständigung von dem Bilde des häuslichen Lebens des Sokrates eingeschoben werden, daß man gesagt hat, er habe zwei Frauen gehabt, außer Xanthippe Myrto, Tochter eines Aristides oder Enkelin Aristides des Gerechten. Man beruft sich sogar auf das Zeugniß des Aristoteles. Sie werden fragen: War Digamie — ich bediene mich zur Bezeichnung der Doppelehe dieser correcteren Form statt der jetzt mehr üblichen Bigamie — in Athen erlaubt? Sie war es nicht, sie war, schon seit Cecrops sagt man, griechischen Sitten fremd, bei Euripides nennt Aegeus, der König von Athen, als Medea ihm gesagt, daß Jason

Glauke, die Korinthische Königstochter, neben ihr freie, dieß Beginnen ein sehr schimpfliches, und bezeichnet Hermione der edleren Andromache gegenüber ein solches Verhältniß als Barbarenart, und da die Digamie wenigstens getrennte Hausstände gefordert haben würde, so dürfen wir annehmen, daß Sokrates an dem einen genug hatte und daß sich schon hieraus die Unglaubwürdigkeit und Unechtheit des dem Aristippus zugeschriebenen Briefes ergibt, in welchem er seiner Tochter Arete empfiehlt nach seinem Tode sich nach Athen in das Haus der Xanthippe und Myrto zu begeben. Weder Plato noch Xenophon erwähnt die Myrto, besagte Digamie muß als ein erwiesenes Märchen angesehen werden. Dasselbe wiederholt sich in dem Leben des Dichters Euripides, dem beschieden war nach einander zwei unholde Frauen zu haben.

Was sagt man denn nun der Xanthippe nach? Man schreibt ihr leidenschaftlichen Ungestüm und Unverträglichkeit zu, Seneca sagt, sie sei wild in Sitten, frech in Reden gewesen, und Gellius, mürrisch und zanksüchtig bei Tag und Nacht. Hören wir die Zeugnisse, zuerst die gegen sie sprechenden. Voran die dem Sokrates in den Mund gelegte Klage, ihn habe ein dreifaches Mißgeschick betroffen, die Grammatik, die Armuth und ein böses Weib. Ein viel schwerer wiegendes Belastungszeugniß, das bedenklichste von allen, ist was sein treuester Schüler Xenophon von Aeußerungen erzählt, die bei einem von Kallias veranstalteten, durch Sokrates Gegenwart verherrlichten festlichen Gastmahle gefallen sind. Antisthenes fragt seinen Meister:

Wie erträgst du Xanthippe, eine Frau, die von denen, welche leben, ich glaube auch von denen welche gelebt haben und leben werden, die unerträglichste ist. Jener antwortet: Weil ich mit Menschen verkehren will, habe ich mir sie genommen, wohl wissend, daß ich, wenn ich diese ertrage, leicht mit allen übrigen Menschen verkehren werde. Vergessen wir hierbei nicht, daß der unzeitige und unartige Ausfall auf die Frau des Meisters, wie Wieland sich ausdrückt, aus dem Munde eines Cynikers kommt und daß die Frage und die darauf gegebene Antwort von dem Berichterstatter dargestellt sind, um die Rohheit des Fragenden und die Feinheit des Antwortenden ins Licht zu stellen. Wie unzuverlässig aber bei alle dem solche Erzählungen sind, geht auch daraus hervor, daß bei Gellius Alcibiades den Sokrates fragt, warum er seine Frau nicht aus dem Hause jage, und die Antwort erhält: Weil ich mich an ihr in Ertragung der Ungerechtigkeiten der Leute draußen übe, und daß diese Antwort anderswo so lautet: Ich bin sie gewöhnt wie Einer, der bestandig das Rasseln des Rades an einem Ziehbrunnen hört. Immerhin darf nicht geleugnet werden, daß diese Anklage wohl eine abschwächende Vertheidigung verträgt, aber nahe an den Beweis der Schuld grenzt. Es folgen nun einige Zeugnisse für die Angeklagte. Bei demselben Xenophon finden wir ein Gespräch zwischen Sokrates und seinem ältesten Sohne Lamprokles. Dieser wie es scheint ein etwas hochfahrender junger Mensch, der sich möglicherweise auf seinen Vater mehr einbildete als er durch wirklich vorhandene Aehnlich-

keit berechtigt sein mochte, beschwert sich über die unerträgliche Heftigkeit der Mutter und wird von dem Vater in trefflicher und wahrhaft rührender Weise an die Liebe, Sorge und Treue der Mutter und an die Pflicht der Dankbarkeit, die der Sohn ihr schulde, erinnert. Sokrates konnte das nicht, wenn er abgesehen von ihrem leidenschaftlichen Charakter seiner Gattin nicht das Zeugniß redlichster Erfüllung der Mutterpflichten zu geben in der Lage war. Ein zweites Zeugniß liegt bei Plato im Phädon, der einzigen Stelle, wo Plato die Xanthippe erwähnt, vor. Als an seinem letzten Lebenstage die Freunde zu Sokrates in den Kerker kamen, fanden sie Xanthippe an seinem Lager sitzen mit dem jüngsten Kinde. Das Hereintreten der Freunde zum letzten Besuche regte ihren Schmerz von neuem auf, sie jammert laut nach Frauenart, sagt Plato etwas kühl, vielleicht einverstanden mit dem Euripideischen Worte Thränenreich ist das weibliche Geschlecht, und als Sokrates, um seine letzten Stunden im ernsten Gespräche mit seinen Freunden und Schülern ungestört zuzubringen und sich mit dem wichtigsten Gegenstande seines Denkens, der Unsterblichkeit der Seele, zu beschäftigen, seinen alten Freund Kriton ersucht die Frau nach Hause geleiten zu lassen, geht sie laut weinend und jammernd hinweg. Sie erscheint uns auch hier leidenschaftlich, aber als liebende Frau. Es kann noch ein uns vorliegender zwar mit Unrecht dem Xenophon zugeschriebener Brief an Xanthippe aber als Zeichen besserer Meinung angeführt werden. In demselben wird sie gelobt, daß sie nach dem Tode des Sokrates von Anderen ange-

botene Unterstützungen nicht annehme, und ermahnt eingedenk der Größe des Mannes sich der Trauer über seinen Tod nicht zu sehr hinzugeben und sich den Söhnen zu erhalten. Zuletzt ist anzuführen, daß Plato und andere Sokratiker, Aristoteles, Aristophanes und die übrigen Komiker, denen ein solcher Stoff wohl willkommen gewesen wäre, über die Unerträglichkeit und Unverträglichkeit der Xanthippe schweigen und daß dieselbe eigentlich erst 4—500 Jahre nach ihrem Tode durch die oben erzählten und andere Geschichten für den Ausbund einer bösen Frau zu gelten angefangen hat.

Es ist mißlich hinter Ehe-Gardinen zu blicken, ich habe dazu keine Neigung und gebe nur noch einiges geschichtlich Beglaubigtes. Man braucht ja auch kein Weiberfeind zu sein, noch weniger der abscheulichen Ansicht fanatischer Kirchenlehrer zuzustimmen, daß das Weib das Symbol der Sünde und ein Fehlgriff der Natur sei, um zuzugestehen, daß es neben vielen bösen Männern einige böse Frauen gegeben hat, und beizupflichten, wenn es bei Jesus Sirach heißt: Ich wollte lieber bei Löwen und Drachen wohnen als bei einem bösen Weibe, man kann es nur als eine literarische Lächerlichkeit ansehen, daß im siebzehnten Jahrhunderte mehrere gelehrte Schriften erschienen sind, welche die Frage erörtern, ob die Frauen dem menschlichen Geschlechte angehören, und wird gern anerkennen was Tacitus sagt: Die guten Frauen werden nicht leicht nach Gebühr gelobt, aber die bösen weiß man nicht genug zu beschuldigen. Kallisto, die Gattin des attischen Redners

Lykurgus soll auch eine böse Sieben gewesen sein, und der berühmte Arzt Galenus verglich seine Mutter mit Xanthippe. Von einem französischen Dichter hören wir, daß er über die Untreue seiner Frau den Verstand verloren habe, und aus Lessing wissen wir, daß wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, keinen zu verlieren hat, wir hören aber auch von Moliere, daß wer im liebevollen Ertragen seines Mißgeschickes um so liebenswürdiger erschien. Wilibald Pirkheimer schreibt an den kaiserlichen Baumeister Johann von Tscherte in Wien, daß die Schuld von dem Verkümmern des Meisters Albrecht Dürer seiner geizigen, rohen Frau zur Last falle. Doch hat für diese Frau, Agnes, Tochter des Mechanikus und Musikus Hans Frei, vor einiger Zeit ein Herr Mayer eine Lanze eingelegt. In dem von Wagenseil herausgegebenen Simon Ratzebergerschen literarischen Almanach ist im dritten Jahrgange eine Reihe von Ehestandsgeschichten der Gelehrten und namentlich solcher aufgestellt, die ihre Noth mit schlimmen Frauen hatten, und ein gewisser Böttner hat ein ganzes Buch Von bösen Weibern geschrieben. Wie ehrenwerth dagegen wenn Luther die starkwillige sorgsame fromme Katharina seinen Herrn Käthe (meus Ketha) nennt!

Kehren wir noch einmal nach Athen zurück. Es ist behauptet worden, daß bei den griechischen Dichtern viel von der Hingebung der Frau, aber wenig von der Erwiederung männlicher Liebe die Rede und daß dem weiblichen Geschlechte überhaupt und auch in der Ehe die Achtung der Männer entzogen gewesen sei. Wäre das wahr, wie

es in der ausgesprochenen Allgemeinheit nicht ist, so würde eine gute Ehe bei den Griechen zu den seltenen Ausnahmen gehört haben. In dem uns vorliegenden Falle wird es schwer zu sagen sein, wenn häusliche Mißverhältnisse angenommen werden, auf welcher Seite die größere Schuld lag, und obwohl ich nicht geneigt bin der Xanthippe zu Liebe den Sokrates anzuklagen, so glaube ich mich doch der Annahme einiger Mitschuld nicht verschließen zu dürfen. Ich rede nicht von seinem unschönen silenenhaften Aeußern, auch nicht von seiner Armuth, aber seine eigenthümliche Lebensweise mag erwähnt werden. Er blieb Tage lang aus auf Menschenfahen und Menschenbilden, unterhielt sich in Gärten, auf öffentlichen Plätzen, in Werkstätten mit Bekannten und Unbekannten und nahm für seinen Unterricht auch gegen Anerbieten kein Honorar. So sein Hauswesen vernachlässigend oder unverbessert lassend erregte er wohl den Mißmuth der wirthlichen Frau. Die Ansichten des großen Philosophen über die Ehe sind nicht durchaus bekannt aber unzweifelhaft. Als ein junger Mann ihn fragte, ob er sich vermählen oder unvermählt bleiben solle, sagte er: Was du immer thust, zu bereuen gibts auf beiden Seiten: hier Vereinsamung, Kinderlosigkeit, Erlöschen des Geschlechts, fremde Erben; dort immerwährende Sorge, ewige Klage, Vorrücken der Mitgift, Uebermuth der Verwandten, Geschwätzigkeit der Schwiegermutter, Eifersüchtelei, Ungewißheit über die Zukunft der Kinder. Wenn Professor Forchhammer freilich Recht hätte, indem er sagt, daß Sokrates keine Liebe kannte als welche den Umweg durch den Ver-

stand genommen und den Nutzen erwogen hatte, und daher unfähig war zu lieben, so müßten wir ihm weiter Recht geben, wenn er sagt, daß das Schicksal sich an ihm gerächt und ihm eine Xanthippe gegeben habe, Sokrates selbst sagt, daß er aus oben angeführten Gründen gerade sie sich genommen habe, wir müßten ferner annehmen, daß der kalte Egoist aus dem Unterrichte der schönen Aspasia, die er seine Lehrerin nicht bloß in der Redekunst sondern auch in der Kunst zu lieben nennt, nicht viel profitirt habe. Wie dem auch sei, sagen wir: Sokrates war ein geduldiger, aber kein zärtlicher Ehemann.

Der leidenschaftlichen, mit des Mannes Lebensweise unzufriedenen und mit seinen Uneigennützigkeitsgrundsätzen uneinverstandenen Xanthippe aber hat es nicht an Vertheidigern gefehlt, Männer von verschiedenem Wesen und Charakter haben sich hier zusammengefunden, Moses Mendelsohn, Kotzebue, Heumann, Grön van Prinsterer. Ich führe Wielands Worte an: Ich stelle sie mir als eine Frau aus der Klasse der Manninnen vor, die den Mangel an zarter Weiblichkeit durch eine stattliche Amazonengestalt ersetzen, von leicht aufbrausendem Temperament, etwas streitlustig und gern das letzte Wort behaltend, aber eine fleißige, aufmerksame, streng über Zucht und Ordnung wachende Hausmutter, die ihre liebe Noth mit ihren Söhnen, — der feine Wieland sagt: mit drei jungen Bengeln — hatte. Einer der neuesten Vertheidiger, Herr Schuch in Ladenburg, schließt ihre Ehrenrettung mit den Worten: Gott befohlen, meine liebe Xanthippe, und so würde ich meinen

Vortrag vielleicht auch schließen, wenn ich nicht noch eine kleine Erzählung anfügen wollte. Der vor einiger Zeit in Jena verstorbene Professor Wolff reisete in jüngeren Jahren als Improvisator, und als er auch einmal in dem Gewandhaussaale zu Leipzig auftrat und die unter Anderem ihm gestellte Aufgabe „Lob der Xanthippe," obwohl in etwas unhistorischer Weise sich über den Mangel der Frau an körperlichen Reizen ergehend, doch zur Zufriedenheit gelöset hatte, schloß er gegen die sehr zahlreich versammelte Damenwelt sich verneigend mit der Bitte um Nachsicht, wenn nicht gelungen

auf Xanthippe das Gedicht,
denn Xanthippe ist hier nicht.

---

3. Agrippina die ältere.

Aus der sittlichen Versunkenheit der altrömischen Welt in den höchsten Kreisen der Gesellschaft zur Zeit der beginnenden Kaiserherrschaft einzelne Gestalten in größerer Reinheit sich herausheben sehen ist eine wohlthuende und versöhnende Wahrnehmung. Unter ihnen ist Agrippina die ältere. Sie war die Tochter des Marcus Vipsanius Agrippa aus seiner dritten Ehe mit des Augustus Tochter Julia. Agrippa war mit seinem nachmaligen Schwiegervater von Jugend auf vertraut, und als dieser zu Apollonia in Illyrien die Nachricht von dem Tode seines Großoheims Cäsar erfuhr, war er es der ihn bestimmte die von mehreren Legionen angebotenen Dienste anzunehmen, er war, wie Vellejus sagt, ein Mann, welcher mit dem

Entschlusse die That verband und nur Einem Gehorsam bewies, im Uebrigen zu befehlen gewohnt, und unter den Größen der Bürgerkriege, wie Seneca sagt, der Einzige, der im Staate glücklich lebte und endete. Er war der Nächste nach und neben Octavianus, der ohne ihn nicht Augustus geworden wäre, die Seele aller Unternehmungen des neuen Herrn der Welt, siegreicher Feldherr gegen Sextus Pompejus und Marcus Antonius, auch ein Aedil ohne Gleichen, der durch Werke des Friedens, wie durch das Pantheon und Wasser- und andere Bauten in Rom und in den Provinzen, von denen zum Theil noch staunenswerthe Reste übrig sind, seines Namens Ruhm verewigt hat. Dieses Mannes fünftes und jüngstes Kind war Agrippina, wie des Vaters würdige Tochter so eine würdige Gattin des Drusus Germanicus, der ein Sohn des Drusus, des jüngern Stiefsohns des Augustus, und auf des Kaisers Geheiß Adoptivsohn des Tiberius war. Wie der treffliche Vater, von dem man die Herstellung der alten Freiheit erwartete und große Erfolge in Germanien rühmte, wo er im Jahre 9 v. Chr. in der Nähe von Mainz sein Ende fand, war auch Germanicus durch bürgerfreundliche Leutseligkeit und tapfere Heerführung in Germanien und Gallien unter den schwierigsten Verhältnissen zu Land und See der gefeierte Held der römischen Legionen, die schon damals das Gelüst spürend den Thron nach ihrer Willkür zu besetzen ihn statt des Tiberius zum Herrscher machen wollten, aber von ihm das schöne Wort vernahmen, daß er lieber sterben als die Treue verletzen wolle. Im Lager

mitten unter den dem Herrscherhause widerwilligen Kriegern und steten Gefahren von außen hielt neben Germanicus Agrippina aus, ein hochherziges Weib, leidenschaftlich zwar und unbeugsam, aber in Sittenreinheit und Liebe zum Gemahl besseren Richtungen zugewendet, als Enkelin des Augustus und Tochter des Agrippa vor Entartung bewahrt sich fühlend, von den Legionen hochgeachtet, ja selbst thatkräftig eingreifend. Bei Gelegenheit einer in Folge falscher Gerüchte entstandenen Verwirrung verhinderte sie rechtzeitig das Abbrechen einer über den Rhein geschlagenen Brücke, übernahm in Abwesenheit des in einem andern Theile des Kriegsschauplatzes beschäftigten Gatten dort gleichsam das Führeramt, reichte jedem dürftigen und verwundeten Soldaten Kleidung und Verband und sprach vorn an der Brücke stehend den zurückkehrenden Legionen Lob und Dank aus. Je größer aber die Erfolge des Germanicus selbst unter unsäglichen Mühsalen und Beschwerden waren, desto größer war der Neid und die Besorgniß am kaiserlichen Hofe zu Rom, nicht am wenigsten richtete die Kaiserin-Mutter Livia, Augusta geheißen, auf die Unternehmungslust der Enkelin Agrippina ihre bösen Blicke, und als im Morgenlande Gährungen ausbrachen, kamen sie dem Tiberius als Vorwand nicht ungelegen den Germanicus von seinen treuergebenen Legionen zu entfernen und neuen Gefahren und Unfällen preiszugeben. Er forderte ihn auf nach Rom zu kommen, den verdienten Triumph zu feiern und dem jüngeren Drusus, des Kaisers eigenem Sohne, etwas in Germanien zu thun übrig zu lassen. Germanicus hatte in kurzer Zeit

Unglaubliches geleistet, er überwand die kriegstüchtigsten Volksstämme Germaniens, begrub die Gebeine der vor sechs Jahren unter Varus gefallenen Römer, schlug auch die Cheruskerfürsten und errichtete ein Tropäon mit der stolzen Inschrift: Nach Bezwingung der Völker zwischen dem Rhein und der Elbe hat des Tiberius Heer dieses Denkmal dem Mars, dem Jupiter und dem Augustus geweiht. Sich selbst nannte er nicht, aber Mit- und Nachwelt nennen ihn. Am 26. Mai des Jahres 17 n. Chr. feierte Germanicus in Rom seinen Triumph. Die Römer weideten sich an seiner herrlichen Gestalt und an dem Wagen, auf welchem seine Kinder, damals fünf, fuhren. Aber, sagt Tacitus, heimliche Bangigkeit regte sich bei dem Gedanken, die allgemeine Gunst sei seinem Vater Drusus verderblich gewesen, sein Oheim Marcellus sei den heißen Wünschen der Bürger im Jünglingsalter entrissen worden, kurz und unheilbringend sei des römischen Volkes Liebe.

Germanicus ging in den Orient und brachte durch Thatkraft und Milde bald alle aufrührerische Bewegung in die rechte Bahn zurück. Auf seinen Reisen durch Vorderasien, Griechenland und Aegypten zeigte er, den durch Kunst und Alterthum merkwürdigen Stätten nachgehend, überall hohen gebildeten Geist und echte Menschenfreundlichkeit. Aber Tiberius hatte ihm zur Seite den ehrsüchtigen Auflaurer Cnejus Piso zum Statthalter von Syrien gesetzt, einen Mann, der kaum den Kaiser über sich stehend erkannte und sich berufen wähnte den Aussichten des Germanicus entgegenzutreten, wahrscheinlich mit geheimen Auf-

trägen versehen, wie seine Gattin Plancina von der Augusta, dem bösen Dämon des Herrscherhauses, angewiesen war Agrippinen mit weiblicher Eifersucht zu verfolgen. Tacitus, an dessen Hand diese Darstellung dahin geht, sagt: Plancina hielt sich nicht innerhalb des Anstandes ihres Geschlechts, sie wohnte den Uebungen der Reiterei und den Musterungen der Cohorten bei und stieß gegen Agrippina und ihren Gatten Schmähreden aus. Wie edel sich Germanicus gegen Piso benahm, dem er sogar bei einem Schiffbruche das Leben rettete, so unedel Piso gegen Germanicus. Bei dem Gastmahle eines arabischen Fürsten reichte man für Germanicus und Agrippina goldene Kränze dar, die ihm dargebrachten leichteren warf Piso verächtlich zur Erde. Germanicus versuchte versöhnende Unterredung, fand aber alle seine Maßregeln und Einrichtungen durch Piso gehindert und geändert, es blieb nichts übrig als offene Feindschaft. Da erkrankte plötzlich Germanicus, er erholt sich und schon jauchzt Antiochia, aber er erkrankt von neuem, wie allgemein geglaubt wird an Piso's Gift. Tacitus erzählt: Man fand in dem Fußboden und in den Wänden bei Germanicus aus Gräbern hervorgeholte Ueberreste menschlicher Leichname, Verwünschungsformeln und des Germanicus Namen auf bleiernen Tafeln eingegraben, halb verbranntes und moderbedecktes Gebein und andere Zaubermittel, wodurch man Seelen den unterirdischen Mächten zu weihen wähnt. Der Sterbende jammert um seine Gattin und bittet sie bei seinem Andenken und ihren sechs Kindern den Trotz abzulegen, vor den Schlägen des

Schicksals ihren Sinn zu beugen und nach der Heimkehr die Mächtigen nicht zu reizen.

Der edle Germanicus starb zu Antiochia in Syrien 34 Jahre alt, nach Schönheit, wie Tacitus sagt, nach Alter, Todesart, auch wegen der Nähe des Ortes, wo er starb, mit Alexander dem Großen und seinem Schicksale vergleichbar. Hören wir des großen römischen Geschichtsschreibers weiter folgenden Bericht: Agrippina obwohl von Trauer erschöpft und krank, doch ungeduldig ob jeder Verzögerung der Rache, geht mit des Germanicus Asche und ihren Kindern zu Schiffe unter allgemeinem Wehklagen, daß eine Frau vom ersten Range, noch jüngst in der schönsten Eheverbindung stehend, gewohnt sich geehrt und beglückwünscht zu sehen, nun bang für ihre Person und durch unseligen Kindersegen dem Schicksal so vielfach bloßgestellt sei. Als zu Brundisium die Flotte der Heimkehrenden in Sicht war, füllten sich der Hafen, die Küste, die Mauern, die Dächer, alle Orte, wo sich eine weite Aussicht darbot, mit Schaaren von Trauernden an. Die Todtenurne im Arme stieg Agrippina mit gesenktem Blick ans Land. Die Herbeigekommenen weinten lauter in frischem Schmerze als das durch langen Jammer ermüdete Gefolg. Es war ein langer Trauerzug von Brundisium nach Rom, Ehren aller Art theils von Tiberius befohlen theils von freiwilliger Liebe dargebracht, in Rom selbst unsägliche Trauer und alle erdenkliche Ehren, Beisetzung in des Augustus Grabmal auf dem Marsfelde. Man rief, der Staat sei gefallen, alle Hoffnung dahin, man nannte Agrippina des Vaterlandes

Zier, einzigen Sproß des Augustus, alleiniges Muster der Vorzeit. Der Kaiser Tiberius erschien bei der Feier nicht, in einem Erlasse sagte er, die Trauer sei gerecht, aber Mäßigung nöthig, Rückkehr zu Geschäften und Vergnügungen wünschenswerth, Fürsten seien sterblich, das Gemeinwesen ewig.

Piso und Plancina kamen in stolzem Gepränge nach Rom. Sie wurden aber angeklagt, und da Piso bei der allgemeinen Stimmung seinem Geschicke nicht entgehen zu können glaubte, tödete er sich selbst. Plancina auf Fürbitte der Augusta straflos geblieben vollzog nach dem Tode der Kaiserin, wie Tacitus sagt, durch eigne Hand an sich das mehr späte als unverschuldete Todesurtheil. Nach dem Tode des Drusus, des Sohnes des Tiberius, freuen sich Senat und Volk, daß des Germanicus Haus wieder aufblühe, doch dieser Anfang der Gunst und die übel verhehlte Hoffnung der Mutter Agrippina beschleunigten des Hauses Untergang. Sejanus, des bösen Kaisers böser Rath, der den Drusus gestürzt, stachelt der bösen Augusta alten Haß und strebt die Mutter mit ihren Kindern um jeden Preis dem Verderben zu weihen. Welch unglückseliges Herrscherhaus, von Verbrechen und Verdacht und allem Bösen angefüllt! Selbst an kaiserlicher Tafel wagt Agrippina die von Tiberius ihr angepriesenen und mit eigner Hand dargereichten Früchte nicht zu genießen, sie gibt sie unberührt den Dienern, und der Kaiser spricht zu seiner Mutter, es sei nicht zu verwundern, wenn er streng gegen die verfahre, die ihn des Giftmischens verdächtigten. Agrippina

wird auf Sejanus Betrieb auf die kleine Insel Pandataria an der Küste Campaniens verbannt und dort in unwürdiger Weise gemißhandelt, selbst mit Gewalt verhindert den Hungertod zu sterben. Hatte sie auch vielleicht die letzte Bitte ihres sterbenden Gatten nicht genau befolgt, sie war über weibliche Schwächen erhaben und ihr Mißgeschick und ihre unbesiegbare Sittenreinheit sicherten sie gegen Verleumdungen. Endlich starb die edle gequälte Frau im Jahre 33. Tacitus sagt: Sie starb freiwillig, es sei denn daß man durch verweigerte Nahrung ihrem Tode den falschen Schein eines selbstgewählten Entschlusses gab.

Ich sagte zu Anfange meines Vortrags, Agrippina sei eine sittenreine Gestalt in unseliger Umgebung. Ein Blick auf die nächsten Angehörigen, ihre Geschwister und Kinder, lehrt noch im Besondern, daß Mißgeschick und Missethat sich zur Erfüllung dieser Thatsache vereinigen. Agrippina hatte drei Brüder, die beiden älteren Cajus und Lucius, von Augustus in die kaiserliche Familie aufgenommen und für eine hervorragende Stellung bestimmt, starben nach des Vaters Tode jener auf der Heimkehr aus Armenien, dieser auf der Reise zu dem spanischen Heere; Tacitus sagt: Es raffte sie ein frühzeitiger Tod oder die Tücke der Stiefmutter Livia hinweg; der dritte Bruder Agrippa Postumus, den der Großvater Augustus auf die Insel Planasia an der Ostküste Italiens verbannt hatte, war das erste Opfer der grausamen Furcht des neuen Herrschers Tiberius und des stiefmütterlichen Grolles der Livia. Der Agrippina Schwester Julia ahmte in Sittenlosigkeit ihrer gleichnamigen

Mutter nach, diese starb nach vierzehnjähriger Verbannung, welche ihr Vater Augustus über sie verhängt hatte, in Rhegium an der sicilianischen Meerenge, die Tochter nach zwanzigjähriger Verbannung auf der Insel Trimetus an der apulischen Küste. Von Agrippina's Kindern kam der älteste Sohn Nero den Henkern des Sejanus durch Selbstentleibung zuvor und starb der zweite, Drusus, in einem unterirdischen Gewölbe eingesperrt elend den Hungertod. Ueberlebend als Geißel der Menschheit waren der dritte Sohn Cajus, den die Legionen im germanischen Lager Caligula, Stiefelchen, genannt hatten, einer der unwürdigsten Kaiser, von dem das Wort ausging: Sie mögen mich hassen, wenn sie mich nur fürchten, dessen Nachfolger der geistesschwache Bruder des Germanicus, Claudius, und Agrippina die jüngere, die Gattin dieses ihres Oheims, den sie vergiftete, die Mutter des Nero, auf dessen Geheiß sie erschlagen wurde. Genug der Greuel, denen wir Agrippina die ältere noch rechtzeitig entrückt zu sehen uns freuen wollen.

III. Drei Dichter des Alterthums.

1. Theognis.

Auf der Grenzscheide von Hellas oder Mittelgriechenland und der Peloponnes, dem heutigen Morea, finden wir ein durch Gebirge eingeschlossenes, nur durch Gebirgspässe zugängliches, rauhes felsiges Ländchen mit einem Flächeninhalte von höchstens acht Quadratmeilen, Megaris. Die Bewohner waren tüchtige Seeleute und Krieger, Gründer zahlreicher Seestädte, wie Byzanz, Kalchedon, wohlhabend und wohllebend durch Rhederei und Handel, zunächst im Verkehre mit dem Nachbarlande Attika, bis sie in Folge einer Versündigung an dem heiligen Gebiete von Eleusis auf Perikles Betrieb von aller Verbindung mit demselben ausgeschlossen wurden, früher erst den Korinthiern, dann den genannten Nachbarn unterthan, später frei und Besitzer der nahen Insel Salamis bis auf den durch Solon angestifteten Handstreich, als ungebildet von den Athenienfern verschrieen. Doch war die Hauptstadt Megara durch Euklides Sitz einer Philosophenschule, und dort entstanden die Dichtungen des Mannes, von welchem ich reden will. Dieses Megara, stolz auf sein Alter und Geschlecht, ursprünglich ionisch, ward seit dem Einfall der Herakliden dorisirt und dem Wesen des dorischen Staates gemäß wenigstens in den hervorragenden Geschlechtern aristokratisch, während die

Unterthänigen Gabenbringende hießen und lange Zeit freiwillige Tribute zollten. Wie aber die Geschichte der größeren und der kleineren Staaten Griechenlands im Wettstreit der Stände und Geschlechter einen steten blutigen Wechsel der Herrschaft und der Verfassung darstellt und dieß das Geschick unfertiger und in der Bildung begriffener Staaten in alter und neuer Zeit ist, so war es auch in Megara. Zu der Zeit wo Periander in Korinth herrschte und in Athen Kylon versuchte sich der Herrschaft zu bemächtigen, gelang es in Megara dem Theagenes durch dasselbe Mittel wie bald darauf dem Pisistratus in Athen und Anderen, daß er durch eine Leibwache das Volk gegen die Reichen schützen zu wollen vorgab, sich zum Tyrannos, wie die Griechen sagten, aufzuschwingen. Er schaltete mächtig: von einem durch ihn angelegten großartigen Bauwerke, durch welches er die Wasseradern des Gebirgs in die Stadt leitete und auf dem Marktplatze einen gewaltigen Springbrunnen sprudeln ließ, sind, obwohl die Türken die Säulen davon zum Bau ihrer Moscheen weggenommen haben, noch heute Trümmer übrig. Sein Sturz erfolgte ähnlich wie bei den Tarquiniern in Rom dadurch daß die Reichen wiederum den Aermeren schmeichelten. Aber es trat Anarchie ein, die Volksführer schenkten ihren Leuten, mit Plato zu reden, den ungemischten Wein der Freiheit im Uebermaß ein, sie schwelgten in den Häusern der Reichen, wie zur Zeit der französischen Revolution die Bürger von Marseille in solchen Häusern jeder eine Flasche Wein verlangten und zwar Champagner, da geringerer Wein eines echten Bürgers

unwürdig sei. Aus jener Zeit der Ausgelassenheit scheint sich der sprichwörtlich gewordene Megarische Spaß für unfeinen, rohen Spaß und der Charakter der dortigen dramatischen Dichtungen her zu schreiben. Lange schwankte die Herrschaft hin und wieder, aber der Grundsatz der Gleichberechtigung der Stände blieb, wie man gesagt hat, als heilsamer Niederschlag der vorausgegangenen Ueberschwemmung, auch nach der Reaction war im Wesentlichen die Demokratie anerkannt, bis der Staat nach den ruhmvollen Zeiten, die er etwa 200 Jahre hindurch erlebt hatte, in Unselbständigkeit dahinsank.

Aus der Mitte der mißvergnügten Adelspartei jener Zeit tritt uns die bedeutsame Gestalt des Dichters Theognis entgegen. Von seinen Landsleuten aus der Volkspartei geplündert und seines väterlichen Besitzes beraubt wird er flüchtig, er vergleicht sich wegen der zur See ausgestandenen Beschwerden und der später in dem Vaterlande vorgefundenen Zustände mit Odysseus. Hören wir ihn selbst:

Bin ich doch auch zum Lande Sicilien früher gekommen,
hab' Euböa besucht, Fluren von Reben bedeckt,
Sparta, die prächtige Stadt am schilfumkränzten Eurotas,
fand auch wohin ich kam überall freundliche Huld,
dennoch wollt' es meinem Gemüth nicht draußen behagen:
ja so ist es, es ist nichts als die Heimath so lieb.

Wie schon auf seinen Irrfahrten der Unmuth über den Umschwung der Dinge ihm den Ausdruck feindlicher Stimmung abnöthigte, so fuhr er zu Megara fort bis in sein hohes Alter — er erlebte noch die erste Zeit der Perserkriege und bat den Apollo das übermüthige Heer der Meder

von seiner Vaterstadt abzuhalten, damit das Volk beim Beginne des Frühlings ihm Hekatomben bringen und sich am Citherspiel und fröhlichen Festmahle und den Päanen an seinem Altare ergetzen könne, — er fuhr, sag' ich, fort seine Elegieen über die veränderten Zustände klagen zu lassen. Vieles, wenn nicht Alles mißfiel ihm, eine Tyrannis sogar schien ihm besser, ihr werde, weissagte er nach alter Erfahrung, daß die Demokratie zur Tyrannei führe, der Staat sicherlich wieder zur Beute werden. Er ereifert sich namentlich über das Streben der Leute aus dem Volke es den Edlen gleichzuthun und über die Mischheirathen. Anderswo wollte man sie erzwingen: der Tyrann Klearchus in Heraklea am Pontus, auch einer megarischen Ansiedlung, nöthigte die Frauen und Töchter der Vornehmen zur Vermählung mit Sklaven unter Androhung der Todesstrafe. Es bedurfte dessen nicht, die meisten Frauen tödeten vor und an dem Hochzeitstage sich und die Männer. In Megara aber versagt keine Frau, klagt unser Dichter.

ihre Hand dem begüterten Schwächling,
weil der Reichthum ihr mehr als die Tugend gefällt.
Gold nur stehet in Ehren: so freit beim Feigen der Edle
und beim Edlen der Lump, mengt der Besitz das Geblüt;
darum wundre dich nicht, wenn die Race der Bürger entartet.

Es gab ein Witzwort, in Megara sei das Loos der Böcke besser als der Söhne, denn jene seien nun einmal von schlechtem Herkommen. Theognis ist der Ansicht, daß den niederen Schichten der Gesellschaft die Natur ihre schönsten Gaben nicht ertheilen könne, daß Tugend und Ehrbarkeit von edlem Geschlechte und altem Besitze untrennbar, daß

im Staate Alles verloren sei, wenn das Volk sich den Höchsten gleich stelle. Er sieht überall umgeworfene Verhältnisse:

> Die weiland Edlen sie sind jetzt Schlechte, die Schlechten
> sind jetzt Edle, wer kann tragen das, wenn er es sieht,
> Edle erniedrigt, geschmäht und Schlechte zu Ehren erhoben,
> und ein wackerer Mann freit eines Niedrigen Kind.

So läßt er uns seinen Stand und sein Geschick nicht vergessen. Kein Wunder wenn seine nichts weniger als freisinnige Ansicht zwar den Einen als Autorität gilt, den Andern aber zum Aergerniß wird. Das aristokratische Gepräge seiner Dichtungen läßt sich nicht verkennen; wenn man aber in denselben nur den Vortrag altdorischer Adelstradition über gute Sitte oder einen politischen Unterricht für die Jugend der Oligarchengeschlechter gesehen und diese Unterweisung mit der des Chiron verglichen hat, der den Achilles und andere Fürsten- und Heldensöhne in der Ritterakademie am Pelion, wie Böttiger sich ausdrückt, erzog: so irrt man doch, wenn man die abstracte reine Moraltendenz ausgeschlossen wähnt, Hartung erkennt in den Dichtungen keinen Fehdebrief gegen liberale Ideen, keinen Emigrantenkatechismus verknöcherter Adelsgrundsätze, was wir darin finden, sind zum großen Theil überkommene Gedanken, die schon von Homer her, bei dem Hector sich nicht mit dem Sohne der Göttin Achilles messen darf, der griechischen Menschheit eingepflanzt waren, Solon und die anderen Weisen klagen in ähnlicher Gemüthsverdüsterung über die Verderbtheit der Welt wie die heutigen Ausrufer

des Weltschmerzes, die bedeutendsten von den antiken Lyrikern, wie Simonides, Pindarus, Alcäus, Ibycus, Stesichorus, sind, im Gegensatze gegen die heutige Literatur, Lobredner der edlen Geschlechter. Und vergessen wir nicht, daß es um so größeres Unrecht wäre von dem dorischen Altbürger Kosmopolitismus zu verlangen, da er einer Partei gegenüber stand, die sich für langen Druck nicht eben durch milde Reaction entschädigte.

Die Urtheile über Theognis sind zu allen Zeiten verschieden gewesen. Sein Herausgeber Frobenius (Basel 1521) sagt, er sei von keinem alten Dichter übertroffen und stehe in Gedankenfülle, Kürze und Anmuth der Darstellung ausgezeichnet da. Mehr als hundert Jahre später ist Tanaquil Faber der Ansicht, Theognis sei kein großer Dichter, ohne Scharfsinn, ohne Feuer, ohne Redeschmuck. Joachim Camerarius fand keinen alten Schriftsteller nach Sprache und Inhalt für Jugendunterricht geeigneter und sein großer Freund Philipp Melanchthon erklärte mit Vorliebe die Sprüche des Theognis neben den Lehren der Apostel: beide trugen viel zu größerem Bekanntwerden derselben bei. Selbst das im Alterthum übliche Sprichwort: Das wußte ich ehe Theognis geboren war, lebte wieder auf. In dem Politischen Schatzkästlein des Dichters Meißner aus dem Jahre 1628 steht:

> Ich hab es gewußt, glaub's zuvorn,
> eh Theognis ward geborn.

Und, wie der gelehrte Welcker nachweiset, der der alten Literatur kundige Sebastian Brant nahm aus einem Verse

des Theognis Anlaß zu dem Titel seines satirischen Werkes „Das Narrenschiff." Nikolaus Bach erzählt: Göthe hielt früher Theognis für einen pädagogisch-rigorosen Moralisten und traurigen ungriechischen Hypochondristen, nachher aber verstand er ihn durch Alterthumskenner und durch die neueste Weltgeschichte belehrt. Göthe selbst sagt: „Megara durch Altreiche, herkömmliche Adlige regiert wird im Laufe der Zeit durch Einherrschaft gedemüthigt, dann durch Volksübergewicht zerrüttet. Die Gebildeten, Gesitteten, häuslich und reinlich Gewöhnten werden auf das schmählichste bedrängt und bis in ihr innerstes Familienbehagen verfolgt, gestört, verwirrt, erniedrigt, beraubt, vernichtet oder vertrieben, und mit dieser Klasse, zu der er sich zählt, leidet Theognis alle mögliche Unbilden. Nun gelangen dessen räthselhaftesten Worte zu klarstem Verständnisse, da uns bekannt wird, daß ein Emigrirter diese Elegieen gedichtet und geschrieben."

Die Dichtung, von welcher wir sprechen, heißt Elegieen und enthält gegen 1400 Verse, Distichen in Hexametern und Pentametern, den Versen, die sich zu einander verhalten wie Erwartung und Befriedigung und die, wie Herder sagt, einen Kranz in Worten winden, wie sie dem Ohre in Silben einen vollendeten Rundtanz geben. In diesem ihr eigenthümlichen Versmaße stellt die antike Elegie die Empfindung des Schmerzes und der Freude, die Theilnahme und den Ausdruck ernster Gegenstände dar. Auch Solon dichtete in Elegieen Lehren der Weisheit. Ursprünglich scheint die Elegie bestimmt gewesen zu sein unter Flötenbegleitung

bei Mahlen vorgetragen zu werden, Musik und Gesang sind von ihr nicht entfernt zu denken. Hören wir den Dichter:

Noch bei der Nachwelt wirst du, so lange die Erd' und die Sonne dauern, wo man Gesang liebet, gelobt und genannt.

Und an einer andern Stelle:

Schwingen erhältst du von mir, auf denen gehoben du fliegen
über das Land hin kannst, über die ewige See
leicht und frei und wirst bei jedem Gelage und Festmahl
sein, auf den Lippen noch viel Glücklicher schweben gewiß.
Jünglinge werden dich oft mit laut anklingenden Flöten
singen in Harmonie, liebliche lieblich und hell.
Und einst, gehst du hinab in die Halle des Schluchzens und Weinens
unter die finsteren Grabhöhlen des Hades hinab,
wird dein Ruhm selbst dort im Tod nicht schwinden und ewig
bleibt dein Name, du bleibst ewig den Menschen beliebt.

Das Werk unsers Dichters hat schon in ältester Zeit das Geschick gehabt fremde Zusätze und Einschiebsel zu bekommen, es ist daher das Bestreben der Gelehrten gewesen das Echte von dem Unechten zu sondern, schon ein Grieche in Constantinopel im eilften Jahrhundert suchte die wahre Gestalt herzustellen. Selbst von einer Frau, vielleicht der Dichterin Erinna, hat sich eine Stelle eingeschlichen, worin sie sagt, ein schlechter Mann sei ihr verhaßt und sie ziehe den Schleier herab, wenn sie an ihm vorbeigehe. Durch den Gebrauch beim Unterrichte und durch die Zerstreuung in Gedichtsammlungen erklärt sich der Einschub von Unechtem: die griechischen Knaben lernten die Sprüche der Dichter auswendig, besonders suchte man die gnomenhaften Theile der Dichtungen auf, ein großer

Theil des Unterrichts bestand hierin und Theognis war im ganzen Alterthume ein gefeierter Jugend- und Tugendlehrer. An Gedichtsammlungen, Blumenlesen und Auszügen war das Alterthum reich, Athenäus soll aus 800 Dramen der mittleren Komödie Auszüge gemacht haben. In der wenn auch aus Mannigfaltigem zusammengeweheten Sammlung ist aber das echt Theognideische nicht zu schwer zu erkennen theils an dem eigenthümlichen Charakter theils an der Anrede an die Jünglinge Kyrnos und Polypaides, und das ist sittlich anständig und züchtig. Was anderer Art ist gehört entweder dem Dichter nicht an oder es sind von der Elegie und Gnomologie getrennte und auf andere Dichtungen zu verweisende Muthwilligkeiten.

Der lehrhafte Inhalt der Elegieen fand bei den von Moral nicht übersättigten Alten Anerkennung und Bewunderung. Ein alter Schriftsteller nennt das Lehrgedicht ein von der Tugend und Schlechtigkeit der Menschen handelndes Buch. Es ist eine Art Sittenspiegel, in welchem die ganze Anschauung des Verfassers sich um die genannten Gegensätze bewegt, doch meistens im Sinne seiner Partei und mit der Maßgabe, daß der Gute schlecht, der Schlechte nicht gut werden kann. Gleichwohl ist das Lehrgedicht vielseitig und umspannt das menschliche Leben in allen seinen staatlichen und häuslichen Beziehungen, von der Geburt bis zum Tode, und predigt alle Tugend, Götterfurcht, Elternliebe, Freundschaft, Ehe, Treue, Umgang mit Menschen. Die Tugend ist zwar vorzugsweise Macht und Ansehn, Reichthum und Ehre, aber nicht ohne den sittlichen

Charakter, der schon bei Pindar hervortritt und seit Sokrates allein herrscht, und es wird geradezu ausgesprochen, daß in der Gerechtigkeit der höchste Adel liege, also wie es in dem bekannten Worte heißt:

Die erste Majestät auf Erden,
die höchste heißt Gesetz und Recht.

Aus der Reihe der vielen Sprüche, in welchen die Obmacht der Götter verkündigt und ausgesprochen wird, daß das Leben der Menschen nicht elend sei, wenn sie wissen, daß göttliche Vorsehung es leitet, nur dieser:

Der Mann, welchen die Götter erheben, gewinnt es im Schlafe,
aber des Menschen Bemühn fruchtet und führet zu nichts.

Es finden sich wohl auch düstere Lebensansichten, wie:

Nicht auf der Welt sein wäre dem irdischen Menschen das Beßte,
niemals schauen das hellstrahlende sonnige Licht,
und wenn er lebt, gar bald eingehn zu dem Thore des Hades
und still liegen im Grab tüchtig mit Erde bedeckt.

Oder:

Lieber Zeus, ich wundere mich; du Beherrscher von Allem
hast ja die Ehre allein und die gewaltige Macht,
kennst die Gedanken der Menschen, das Herz eines jeden gewißlich,
König, und dein Thron steht hoch über jeglichem Thron,
wie doch erträgt's dein Herz rechtschaffene Männer und Sünder,
hoher Kronid, überein so zu behandeln und gleich?

Dagegen fehlt es aber auch nicht an Aufforderungen zu frohem heiterem Lebensgenusse. Nur ein Beispiel:

Todt einst wünsch' ich mir nicht auf fürstlichem Bette zu liegen,
sondern dem Lebenden noch werde was Gutes zu Theil.
Eiderdaunen und Dornen sie sind gleich gut für den Todten:
kann mich's kümmern, ob weich dünken die Breter ob hart?

Hören wir noch einige Gedanken und Sprüche, wie über die Hoffnung:

Hoffnung blieb bei den Menschen, die einzige tröstliche Göttin,
andere gingen von uns fort in den Himmel zurück,
fort ist die Treue, die mächtige Gottheit, Mäßigung fort von
Menschen, die Grazien, Freund, haben die Erde geräumt.
Drum so lang' ihr lebt und wohnet im sonnigen Lichte,
bleibt in der Hoffnung fest, gegen die Himmlischen fromm.

Anderes ist der Welt des Alterthums eigen, wie:

Kyrnos, den Hochmuth flößt einem Schelme die Gottheit zuerst ein,
wenn sie die Hand abziehn will von dem sündigen Mann,

oder aus der Zeit zu erklären, wie die Gedanken über Rache und Feindeshaß. Manches ist paradox, wie:

Gern bin ich unter den Tollen ein Toller und wiederum bin ich
unter Gerechten der rechtschaffenste Mann von der Welt.

Einiges zu mißbilligen und etwa nur durch den Stolz des Bewußtseins oder durch die Bitterkeit der Erfahrung zu erklären, wie:

Stimme gewandt dein Wesen, o Herz, nach jeglichem Freunde,
menge die Launen hinein, wie sie ein jeglicher liebt,
habe die Art des Polypen des farbenwechselnden, welcher
so wie der Stein aussieht eben, an den er sich schmiegt,
drücke dich jetzt hier an, dann zeig' eine andere Farbe,
denn der Verstand nutzt mehr als der pedantische Sinn.

Oder wenn mit Leuten aus dem Volke in Worten und Mienen freundlich zu verkehren empfohlen, treu und ehrlich sich mit ihnen einzulassen widerrathen wird. Solche und ähnliche Gedanken wurden schon von den alten Stoikern getadelt, Heraclitus aber, wo ein Gedanke des ehrwürdigen Greises nicht zu billigen, nennt das des Wahnes heilige

Krankheit. Echtere Klugheitsregeln finden sich in großer Fülle. Von vielen nur eine:

Schwächlingen wohlthun heißt seine Lieb' und Güte verschwenden,
heißt den Samen ins Meer streun, in die grünliche Fluth.
Wer in das Meer sät, wird keine hochaufschießende Saat sehn,
wer sich um Lumpen verdient macht, der verlieret den Dank;
denn nie thut man dem Feigen genug.

Ferner räth er, um Rath von einem Edlen zu holen, keinen Weg, auch den längsten nicht, zu scheuen: seine hauptsächlichste Forderung ist, Alles mit Maß; seine Ansicht, daß der Mensch nicht von Geburt schlecht ist, sondern durch Umgang und Erziehung schlecht gemacht wird. Ich erlaube mir mit folgenden Worten des Dichters zu schließen:

Dienern und Boten der Musen geziemt's, wenn einer im Wissen
etwas voraus hat, nie geizig zu kargen damit,
sondern er muß dieß sinnen und dieß darstellen und schaffen,
denn was könnte es ihm nutzen, behielt er's allein?

---

2. Euripides.

An den großen Seesieg des Themistokles über die Perser bei Salamis knüpfen sich in eigenthümlicher Weise Erinnerungen an die drei Herren der griechischen Tragödie: Aeschylus war unter den Kämpfenden, der sechzehnjährige Sophokles führte den festlichen Reigen um die Siegesdenkmäler und Euripides ward am Tage der Schlacht geboren am 5. October des Jahres 480 v. Chr., Aeschylus auf unerreichter Höhe einsam thronend, Sophokles bald in seiner Würde unangetasteter Meister, Euripides in seinem Leben theils hochgehalten theils tiefverworfen. Der Gegen-

stand unsrer Unterhaltung Euripides stammte aus einer edlen herabgekommenen Familie. Auf der Insel Salamis, wohin sie vor dem Kriegslärm sich geflüchtet hatte, blieb sie nicht lange. Doch zeigte man dort eine Grotte, in welcher Euripides Trauerspiele gedichtet haben sollte. Da die Mutter eine Zeit lang als Gemüsehändlerin ihren Unterhalt gewann, hat Aristophanes, der den Sohn mit seinem grausamen Witze durch das Leben hin verfolgte, schon hierbei bemerkt, er sei unter wildem Kümmel aufgewachsen. Von dem Leben des Euripides haben wir ungeachtet der Bedeutung seiner Erscheinung fast nur unsichre Nachrichten. Als seine Lehrer werden Prodikus und Anaxagoras, mit Unrecht auch Sokrates genannt. Er lebte eingezogen, von der Oeffentlichkeit nicht unmittelbar berührt, daher die Leute sich lange nicht gefallen ließen, daß der Stubenhocker das hellenische Leben antaste und umgestalten wolle. Er war zweimal unglücklich verheirathet, seine Frauen Chörile und Melito waren untreu und zügellos und haben vielleicht zu seinem klassisch gewordenen Weiberhasse beigetragen. Er selbst bewahrte die strengste sittliche Reinheit. Er war im Leben immer ernst, man sah den Schüler des Anaxagoras nicht lachen. Ein altes Epigramm sagt, er habe nicht einmal beim Gastmahl Scherz verstanden, aber was er geschrieben sei voll des Honigs und der Sirenen. In seinem höheren Alter verließ er Athen entweder weil häuslicher Kummer und vereinsamte Existenz ihn drückte oder weil der Spott der Komiker ihm die Anerkennung seiner dichterischen Leistungen verkümmerte oder weil das Elend

der Zeit und die wüste Ochlokratie ihn anwiderte, er ging zuerst nach Magnesia in Thessalien, dann auf ergangene Einladung zu dem kunstliebenden König Archelaus von Macedonien. Dort in Pella, wo am Freitisch der Seligen, wie Aristophanes spottet, auch Agathon und Zeuxis saßen, war er hochgeehrt, selbst, freilich von Altmacedoniern ungern gesehen, Mitglied des Ministerrathes, dort starb er im Jahre 406, wie man sagt an tödtlichen Bissen von Jagdhunden. Archelaus errichtete ihm ein Denkmal; daß dasselbe vom Blitz getroffen ward wie nur noch das des Lykurgus, erklärt Plutarch für eine Auszeichnung der Götter. Bei der Nachricht von seinem Tode sollen viele Athenienser Trauerkleider angelegt haben, auch der neunzigjährige Sophokles, der auch seine Schauspieler veranlaßte unbekränzt aufzutreten.

Schon als Jüngling begann Euripides seine dichterische Laufbahn. Die Angabe der Zahl seiner Dramen, Tragödien und Satyrspiele, schwankt zwischen 75 und 92. Uns sind 18 Tragödien, eine unechte eingerechnet, und ein Satyrdrama erhalten.

Wenn nach Aristoteles die Tragödie aus drei Haupttheilen besteht, dem die Handlung vorbereitenden Prologe, den dieselbe fortspinnenden bald beschleunigenden bald verzögernden bald unlösbar verwickelnden Episodien und dem versöhnend abschließenden Ausgange: so ist kaum ein Theil, in dem Euripides sich der Neuerungen enthalten hat. Es ist ein altes Wort, Sophokles stelle die Menschen dar wie sie sein sollten, Euripides wie sie sind, und allerdings sind dieses Dichters

Personen Träger und Darsteller der Leidenschaften, wie sie in der damaligen attischen Gesellschaft erschienen. Sophokles findet sein Ideal im Heroenthum, Euripides im Philosophenthum, sagt Hartung, und wenn nach Lord Byron die Poesie Gefühl einer vergangenen und einer zukünftigen Welt ist und die Dichter entweder in die Vergangenheit greifen oder dem kommenden Geschlechte neue Bahnen des Handelns und Strebens vorzeichnen, so wissen wir wohl, wohin wir Euripides mit seinen nach Hartungs Urtheil wohlgetroffenen, aber durch Entfernung des Zufälligen und Hervorhebung des Allgemeinmenschlichen veredelten Gestalten zu stellen haben. An des Sophokles edlen Gebilden aus großer Vorzeit sollte die gemeine Wirklichkeit sich erheben, Euripides theilt die Fehler der Zeit, deren Kind er ist. Daher so viel Neues, wie der Parteienkampf auf der Bühne, witzige Rhetorik in Rede und Gegenrede, gedankenvolle und redegewaltige dramatische Prozesse, denen die Athenienser auch widerwillig lauschten. Daher auch eine neue Sprache, aus den bisher üblichen Grenzen, zu welchen das gewöhnliche Leben keinen Zutritt hatte, in die Welt der Gegenwart geholt und mit ihr befreundet, eine neue Schöpfung, sagt Bernhardy, in der Mitte zwischen dem blühenden prächtigen Vortrag der Dichtung und der nüchternen Prosa, die treue Copie des damaligen attischen Conversationstons, sagt Munk, mit allen seinen Vorzügen und Fehlern, der feinen Glätte und hellen Durchsichtigkeit, der behaglichen oft schwatzhaften Breite und der ironischen und spöttelnden Färbung. Abgeschiedenheit von der Welt,

Neigung zu einsamem Philosophenleben, Streben nach der Darstellung des Allgemeinmenschlichen in der Gegenwart und Vorliebe für rhetorische Formen bestimmen und bezeichnen des Euripides Abweichung von der antiken Ueberlieferung und Denkart.

Was hat man alles an Euripides getadelt! Plutarch nennt ihn tadelnd einen Herold des Adels und vergißt, daß er je nach Bedürfniß spricht, daß an einigen Stellen die Wohlgeborenheit ihm in Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit besteht, daß er zuerst gewagt hat einen Handarbeiter, der durch seine Tugend die Laster und Gebrechen der Vornehmen beschämt, auf die Bühne zu bringen und, weil er sich für die Gleichheit aller Menschen erklärt, von den Sklaven sagt:

> Den wackern Sklaven schändet dieser Name nicht,
> gar viele gibt's, die besser als die Freien sind.

Bei vielen solcher Einzelheiten hat man übersehen, daß man unrecht thut wenn man Aussprüche, welche einer der auftretenden Personen in den Mund gelegt werden, dem Dichter selbst als eigenthümlich zugehörend deutet, wie wenn Hippolytus der buhlerischen Phädra gegenüber sagt: Die Zunge schwur's, doch unvereidigt ist das Herz, oder wenn Bellerophon, der antike Faust, vor seinem verunglückten Wolkenritte die Existenz der Götter im Himmel für Ammenmärchen erklärt. Man erzählt, daß als einmal in der Danae das Gold auf Kosten und zum Nachtheil der Frömmigkeit und Vaterlandsliebe gepriesen war, die Zuschauer in Begriff gewesen seien das Haus zu verlassen, der Dichter

aber gebeten habe abzuwarten, welches Ende der Bewunderer des Goldes nehme. Der Anfang des Drama Melanippe: Zeus, wer er sein mag, nur vom Reden kenn' ich ihn, erregte solchen Lärm, daß bei der zweiten Aufführung die Aenderung eintrat: Zeus, wie uns aus der Wahrheit Mund versichert wird, erzeugte Hellen. Jason spricht zu Medea: Fort Schändliche, du deiner Kinder Mörderin, und diese an einer andern Stelle: Was ist denn schändlich, wenn's dem Thäter nicht so scheint? Das wurde nun von dem Unwillen der Zuschauer und von Aristophanes verspottet, Antisthenes sagte: Schändlich ist schändlich, schein' es oder schein' es nicht. Es knüpft sich hieran eine alte Anekdote. Euripides ging in einem Garten sinnend auf und ab, da trat die Korinthierin Lais an ihn heran und sprach: Antworte, Dichter, mir, warum du in einem deiner Stücke schriebst Fort Schändliche. Euripides bestürzt ob solcher Dreistigkeit sagt: Wer bist du, Weib? nicht selber eine Schändliche? Darauf ging sie höhnend fort: Was ist denn schändlich, wenn's dem Thäter nicht so scheint? Der Vorwurf, daß Euripides freier als seine Vorgänger mit den Mythen verfahren sei, kann mehr als Lob gelten. Als Weiberhasser hat er viel Unglimpf hören müssen: er betrachte die Frauen als schadhafte Glieder der menschlichen Gesellschaft. Aristophanes läßt in einem Lustspiele Frauen in langer Rede mit Klagen über ihre Verlästerung durch den Dichter auftreten: in seinen Trauerspielen

da heißen Buhlerinnen wir, Mannssüchtige,
dem Trunk ergeben, verrätherisch und plauderhaft,
kein gutes Haar bleibt uns, wir sind der Männer Kreuz,

und sie schwören dem Sohne der Kohlverkäuferin Rache. Eigne Wahrnehmungen von damaliger Gesunkenheit der Frauenwürde mochten ihn bei Aufstellung seiner Seelengemählde allerdings Unliebsames von den Frauen sagen lassen. Die Chorlieder des Euripides tadelt man als die wundeste Stelle seiner Dichtungen, weil ohne Liebe behandelt seien sie von tönenden Phrasen angefüllt. Das lyrische Element hatte seine Zeit hinter sich und hörte auf organischer Theil der Tragödie zu sein, war also nun nur ein müßiger, fast lästiger Schmuck. Auch die Prologe sind ohne poetisches Bedürfniß beibehalten, sie stehen wie der Chor außerhalb der Handlung und sind nicht mehr, was Aristoteles verlangt, ein Theil derselben. Beibehalten aber sind sie mit der Ankündigung: Ich bin der und der und stamme von jenen und bin verwandt mit diesen, ähnlich, hat man gesagt, wie man auf alten Gemählden Zettel mit gleicher Ankündigung den Personen aus dem Munde hangen ließ. Lessing aber sieht in dem Verfahren des Dichters einen Beweis der sichern Meisterschaft, da er, seinem Publicum überlegen und seines Erfolges gewiß, nicht habe überraschen und bis ans Ende in Ungewißheit lassen wollen. Die bedeutendsten Tadler für seine Abweichungen von den gefeierten Normen der Tragödie hat Euripides an zwei Männern aus seiner und aus der nächsten Zeit gehabt. Der Komiker Aristophanes tadelt fast Alles an ihm, seine Herkunft, seine Persönlichkeit, seine ehelichen Verhältnisse, seine schlaffe Moral, seinen verderblichen Einfluß auf die Sitten der Zeitgenossen, seine Entwürdigung der Bühne,

seine alltägliche Lyrik, seine Verflachung der Tragödie; denn das alles gibt er ihm Schuld. Hartung nennt ihn deshalb einmal einen Schuft. Der Komiker läßt den Tragiker selber sagen, er habe die von Aeschylus überkommene Kunst, weil sie von Großsprechereien und ungeschlachten Worten geschwollen gewesen, vor allen Dingen abmagern lassen und ihr Gewicht und Würde abgenommen. Er hat seinen Tadel hauptsächlich in dem Lustspiele ausgegossen, welches für sein bestes gehalten wird und welches er die Frösche benannt und im Todesjahre des Euripides und Sophokles auf die Bühne gebracht hat. Welcker sagt: Alles was in den Fröschen gegen Euripides zielt, läßt sich unter den einen Gesichtspunkt zusammenfassen, daß er die Idealität aufgegeben habe und mit der Kunst allzusehr zu dem Leben seiner Zeit herabgesunken sei: die Ausstellungen möge man mit dem Drange der Zeitbildung entschuldigen, der Kritik aber erlauben die Zeit in dem Menschen zu richten. Der Philosoph Aristoteles rügt den Mangel an naturgemäßer Entwicklung, wie wenn die Lösung der Fabel in der Medea nicht aus der Fabel selbst, sondern aus der Flugmaschine der Zauberin hervorgehe, und Abweichung von der bisher üblichen und gutgeheißenen Oekonomie des Drama. Wenn derselbe dem Euripides verfehlte Charakterzeichnung vorwirft, so bemerkt Hartung, daß dies ein Vorwurf sei, der subjectiven Dichtern am schnellsten gemacht und am leichtesten verziehen werde: Schillers Max und Thekla, Carlos und Posa seien dennoch des Volkes Lieblinge. Gleichwohl entnimmt Aristoteles den Maßstab für Wesen

und Wirkung der Tragödie vorzugsweise den Dramen des Euripides und nennt ihn den tragischesten der Dichter, weil seine Tragödien voll von rührenden Scenen sind und viele derselben einen unglücklichen Ausgang haben, was die Alten mit Unrecht tadeln, während die Neueren mehr Anstoß an dem glücklichen Ende nehmen, wohl auch wegen des Pathos, mit welchem er eine Rechtfertigung der Gottheit im Weltenlaufe unternimmt und der modernen Tragödie neue Bahnen öffnet.

Euripides gehört einer unglücklichen Zeit an, in welcher bestehende Ordnungen aus den Fugen wichen, materielle Lebensansicht im Genusse das Glück, im Entbehren das Unglück sah, wiederholte Staatsumwälzungen, Parteienwuth und Zerrissenheit in Politik und Religion mit Schmerz und Noth im Gefolge Alles, selbst des Lebens Werth in Frage stellten. Obwohl als demokratischer Dichter und als Anhänger eines aufgeklärten Liberalismus beliebt mißbilligte er doch die Politik der Zeit und dieses Mißbehagen trug sich ihm selbst auf die Beurtheilung echt hellenisches Lebens über. Von Natur schwermüthig und in der idyllischen Ruhe seines Hauses, wo er der erste Privatmann eine Büchersammlung hatte, vereinsamt fand er, je mehr der peloponnesische Krieg gleichzeitig mit seinem Leben dem Ende nahete, das irdische Dasein um so mühseliger. Daher Aeußerungen des Weltschmerzes wie folgende: Man wisse nicht, ob was leben heiße in Wahrheit sterben, ob sterben im Jenseit leben sei, oder: Nicht geboren sein oder bald sterben sei das Beßte, bei der Geburt eines Menschen müsse

man Klage anstimmen über all das Leid, das ihm bevorstehe, die Gestorbenen als allem Leid entrückt unter Glückwünschen zur Ruhe geleiten. Wie abgeschieden aber auch von der ihm wenig zusagenden Welt hatte und behielt er doch Aug' und Herz für die Zustände seiner Umgebung und rügte in beßter Absicht die Leidenschaften des Volkes und die Verkehrung des Rechts und des Glaubens. Der alte Redner Lykurg erkennt an, daß er durch Musterbilder aus dem vaterländischen Alterthume die patriotischen Gesinnungen der Bürger zu entflammen gesucht habe. Und Friedrich Jacobs urtheilt, nicht leicht habe ein tragischer Dichter das subjective Interesse seines Vaterlandes und des Nationalstolzes so oft und so offenbar dem objectiven Interesse der Kunst beigefügt. Mit seinem Lehrer Anaxagoras hatte der Dichter Vieles gemein, womit er den Athenienfern, Anfangs übel aufgenommen, endlich siegreich entgegentrat, wie wenn er die Identität des göttlichen und menschlichen Geistes, Rückkehr des geistigen Stoffes in den Aether lehrte und die Gedanken von der Vermählung des Himmels und der Erde, von dem ätherischen Wirbel, von der goldenen Scholle des Sonnengottes vortrug. Er fand zuerst gemüthvolles Wohlgefallen an den einfachen Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens, und in seinen religiösen Ansichten liegt ein Schatz sittlicher Gesinnung, selbst Berichtigung von Vorurtheilen, wie wenn er in der Helena sagt: Der beßte Seher ist wer gut zu urtheilen weiß. Der Sentenzenreichthum macht ihn zum Liebling der Nation und selbst der Philosophen, er ward der Allweise genannt.

Hat man nun auch künstlerische Weisheit vielfach an seinen Dichtungen vermißt, für einen oberflächlichen Bühnenkünstler hat ihn Niemand gehalten, doch vielleicht A. W. v. Schlegel, wenn er urtheilt, durch ihn sei die tragische Kunst in Verfall gerathen, und wenigstens treffliche Einzelheiten und bewunderungswürdige Schönheiten, durch welche manche Schwächen bedeckt werden, haben ihm selbst diejenigen nicht abgesprochen, welche viel Triviales und Eitles ohne sittliches Maß in ihm gefunden haben. Auch der strenge Kritiker Bernhardy erkennt an ihm Originalität der Verwicklung, der Knotenschürzung und der Herbeiführung der Katastrophe. Die Disharmonieen in den Geschicken seiner Helden löset er zuweilen durch von Göttern zusammengefügte Heirathen, die bis dahin wenig cultivirte Darstellung der Herzensangelegenheiten und Liebesverhältnisse ist, wenn auch nicht immer in edelster Weise, ein neuer gern gesehener Gegenstand geworden, Kenner des menschlichen Herzens und im Besitz der Gabe rührender Schilderungen erscheint er als kundiger Zeichner menschlicher Leidenschaften und läßt bei einschmeichelnder Gefälligkeit der Darstellung und siegender Beredsamkeit den jeweiligen Mangel an sittlichen Tendenzen und rhetorisch erkünstelte Sophistik übersehen und vergessen.

Euripides, der vielgescholtene, ist vielleicht nach Homer der gelesenste und bekannteste Dichter des griechischen Alterthums. Seine Zeitgenossen freilich gewöhnten sich nur allmählich an die Neuheit seiner Formen und Gestalten, mit denen er ohne große Achtung vor den Traditionen der

Kunst und ohne besondere Rücksicht auf die Gewöhnung des Publicums die Angriffe der Komiker hervorrief und die Ungunst der Kunstrichter verschuldete. Während Sophokles mit 80 von seinen 113 Dramen den ersten Preis gewann, ward Euripides durch seine Erfolge wenig ermuthigt. Erst im Jahre 429 erhielt sein Hippolytus bei der ersten Aufführung den ersten Preis, im Allgemeinen ward ihm im Leben dieses Glück nur viermal zu Theil, einmal noch nach seinem Tode. Aber mehr und mehr schwanden die Vorurtheile, die Macht des Gedankens und der Sprache setzte besonders bei dem jüngeren Geschlechte an die Stelle derselben Anerkennung und Begeisterung. Gefangene Athenienser verdankten nach der Niederlage des Nicias in Sicilien dem Dichter, dessen Verse sie declamirten und sangen, Freiheit und Leben; Lucian berichtet von den Abderiten, daß sie in Folge der Aufführung der Andromeda wie in ein hitziges Fieber verfallen von Eros, dem Tyrannen der Götter und Menschen, zu phantasiren anfingen und man erzählt, daß athenienſische Frauen in Nachahmung des hinreißenden Vorgangs der unglücklich liebenden Stheneböa Gift getrunken haben. Sokrates versäumte keine Aufführung neuer Euripideischer Dramen; Plato, Aristoteles, Alexander der Große, Chrysippus zollten dem Philosophen der Bühne Anerkennung, die ganze alte Welt verehrte ihn, die Dramatiker Griechenlands und sowohl der Römer als der Romanen nahmen ihn zum Muster, die bildende Kunst schuf durch Meißel und Pinsel eine große Zahl von Werken nach seinen Vorbildern. So ist Euripides der bewunderte Herrscher auf

der Bühne geworden und hat in die Bildung von Jahrhunderten mächtig eingegriffen.

Von des Euripides Trauerspielen sind besonders zwei durch Nachbildungen in einheimischer Literatur bekannt geworden. Zuerst Medea, welche im Jahre 431 aufgeführt den dritten Preis gewann, nachmals aber durch den Ausdruck der Leidenschaften, durch die scenische Anordnung und durch den Zauber der Sprache den Beifall der nachkommenden Zeiten gefunden und viel Nachahmungen in Wort und Bild hervorgerufen hat. Der thessalische Fürstensohn Jason hat den kühnen abenteuerlichen Zug an die Ostküste des schwarzen Meeres unternommen und von dort mit Hilfe der Liebe und der Zauberei der Medea aus dem Kolcherlande das goldene Vließ und nächst ihm die Königstochter als seine Gattin heimgebracht. Die Barbarin in Griechenland ist eine tragische Gestalt, sie wird es noch mehr, da Jason sie verstößt und Glauke, die korinthische Königstochter, zur Gattin wählt. Medea hat dem geliebten Manne Alles, was sie hat, Haus und Heimath, geopfert, mit Jason verliert sie Alles, rachesinnend bringt sie die Braut durch vergiftete Hochzeitsgaben um, sie tödet ihre eignen und des Jason Söhne und verschwindet auf einem Drachenwagen ihres Ahnherrn, des Sonnengottes, durch die Luft. Man hat auch an dieser Dichtung schon in alter Zeit zu tadeln gefunden, wie das unvermittelte Auftreten des Königs Aegeus von Athen und die Lösung der Fabel durch die Maschine des Wagens. Jenes war nöthig und ist von größtem Einflusse auf den Verlauf, dieß ist im Zusammen-

hange wohl begründet und erscheint imposanter als der opernhafte Schluß in Göthe's Egmont. Doch man muß das Ganze mit der großartigen Schilderung entarteter Leidenschaft und mit der verabscheuenswerthen That der bedauernswerthen Mutter lesen und genießen. Die andere Dichtung, noch bekannter durch eine große Nachbildung, ist die Iphigenie. Auch sie hat am schwarzen Meere ihren Schauplatz, unter den Tauriern am nördlichen Ufer. Dichtung und Nachdichtung sind viel besprochen, jene wohlverglichen, diese unvergleichlich, jene bestimmt etwa 30,000 Menschen unter freiem Himmel in Athen zu unterhalten, diese vor einem kleinen Kreise am Musenhofe zu Weimar zuweilen aufgeführt, beide durch eine hohe Jungfrau, wie eine Heilige, Barbaren sittigend und den Wahnsinn des muttermörderischen Bruders heilend, jene an äußerem, diese an innerem Leben wie an echt menschlichen Motiven und edlen Charakteren reich, jene ohne Spannung am Ende, diese spannend bis zu dem nüchternen Schlußwort Lebt wohl.

Das letzte Trauerspiel, welches der 75jährige Greis in Macedonien mit jugendlicher Begeisterung dichtete und welches, als sein Sohn es in Athen zur Aufführung brachte, den ersten Preis gewann, die Bacchen, enthält neben vielen schönen versöhnenden gläubigen Sprüchen ein Zeugniß seines, wie es scheint, mit der Vergangenheit geschlossenen Friedens in den Worten:

Glücklich wer dem Sturme der Wogen
heil entkam und den Hafen fand,
glücklich wer obsiegt' in Gefahren!

An Glücksgütern und Wohlstand kommt
Einer Andern zuvor gar vielfach.
Tausend Hoffnungen schwellen noch
tausend Herzen; die einen
krönt das Glück und die andern
sieht der Träumer zerrinnen:
Wer von Tage zu Tage beglückt
lebt, den preisen wir glücklich.

3. Horatius.

Quintus Horatius Flaccus hat in seinen Gedichten hier und da so viel Nachrichten von seinem Leben gegeben, daß man daraus seine Biographie zusammensetzen kann. Er ist am 8. December 65 v. Chr. in der alten römischen Militärcolonie Venusia an der Grenze von Apulien geboren. Sein Vater, wahrscheinlich ein geborner Grieche, war Freigelassener. Der freigeborne Sohn erhielt eine Art Dichterweihe, als er auf dem nahen Volturberge eingeschlafen von sagenreichen Tauben mit Lorbeer und Myrte bedeckt und, wie er sagt, von Bären und Nattern unverletzt schlummerte, ein muthiges Kind in dem Schutze der Götter. Der Vater, ein wohlgebildeter verständiger Mann, brachte, da ihm die Schulen Venusia's nicht genügten, den zwölfjährigen Sohn nach Rom zu Lehrern edlerer Jugend, unter denen der strenge Grammatiker Orbilius war. Das Hauptschulbuch war Homer, und Horatius, dem Vater wie für seine sittlich sorgsame Erziehung so für die Gelegenheit des Unterrichts in der Hauptstadt dankbar, behält den alten griechischen Meister zum Lehrbuche durchs

Leben hin. Zum Jüngling erwachsen ging er nach Athen und widmete sich in der Akademie den Studien der Philosophie und Mathematik, aus denen ihn nach einigen Jahren der Kriegslärm riß. Brutus kam nach Athen und stellte ihn als Tribun an die Spitze einer Legion. Der junge Oberst schwärmte eine Zeit lang für seinen Beruf, fing aber bald an sich zu langweilen und das Interesse an der Sache, die er verfocht, zu verlieren, was er geträumt nahm die rauhe Wirklichkeit dahin, Tapferkeit war nicht sein Fall, ihn hatte bei seiner Geburt Melpomene, nicht Bellona gütig angeschaut. Bei Philippi 42 ging die Freiheit verloren. Dort ließ Horatius unrühmlich, wie er gesteht, den Schild und floh, nach gefahrvoller Fahrt und an der Küste von Tarent erlittenem Schiffbruche, nach Rom, um sich die Amnestie Octavians zu sichern.

Was sollte aber Horatius in Rom beginnen, mittellos, ein geschlagener Republikaner? Er nahm den Posten des Schreibers oder Secretärs bei einer angesehenen Körperschaft an. Er sagt, durch die Armuth sei er so kühn geworden Verse zu machen. So begann er seine dichterische Laufbahn nach von außen kommenden Anlässen, ein Gelegenheitsdichter in Göthe's Sinne. Seine ersten Gedichte sind ein Schwank, die scherzhafte Erzählung von einem Rechtshandel unter Brutus, als er in Asien Proprätor war, und eine Satire über das verkehrte Treiben der Menschen.

Die römische Satire, wie sie schon der Vater der römischen Poesie Ennius und nach ihm Lucilius und Varro gedichtet haben, ist ursprünglich von Spott und Scherz fern,

gleichsam eine Mischdichtung über verschiedene Stoffe, wesentlich Zeitbild und Sittengemählde, natürlich nicht ohne spöttischen Beigeschmack. Eine solche Dichtungsart war den Griechen unbekannt, ihre Jamben sowie die attische Komödie enthielten persönlichen Spott. Wohl waren die Römer zu scherzendem Spotte, vielleicht mehr als die Griechen, geneigt, Cicero erklärt den altrömischen Witz für gesalzener als den viel gepriesenen attischen. Nachfolgende Satiriker, wie Persius und Juvenalis, führte die Noth der Zeit und das Elend der sittlichen Welt zu Bitterkeit und Ingrimm. Anders Horatius. Witz, Feinheit, Anmuth wenn nicht von Griechen entlehnt doch im griechischen Geiste vorgetragen zeichnen seine Satiren aus, sie sind humoristische Zeitgemählde und sind es, nachdem seine ersten Dichtungen ihre durch politische Verstimmung und des eignen Lebens Beschränkung hervorgerufene Bitterkeit mehr und mehr verloren und der Dichter erkannt hatte, daß persönlicher Spott in Zeiten des politischen Uebergangs gar gefährlich sei, immer mehr geworden. Die Natur des Dichters, die Erziehung des Vaters, der Freimuth des Orbilius, die Welt um ihn her bewirkten unbefangene heitere Lebensanschauung nicht ohne das Streben die Menschen zur Besonnenheit und Sittlichkeit zurückzuführen. Die Mängel und Gebrechen der Zeitgenossen, wie Weisheitsdünkel, Verschwendung, Genußsucht, Habsucht, Erbschleicherei, Tugendheuchelei werden nicht als menschliche Verdorbenheit oder Willensverkehrtheit sondern als Mangel an Verstand und Einsicht und darum in der Form des Lächerlichen dargestellt.

Horatius wird von dem forcirten Stoiker Damasippus getadelt, daß er nicht viermal im Jahre nach Schreibmaterial verlange und immer das Gefertigte wie Penelope wieder auftrenne. Nun wir freuen uns 162 Gedichte von ihm zu haben. Durch sie gewann er frühzeitig kundige Freunde, wie den Kriegshelden, Geschichtsschreiber und Stifter der ersten öffentlichen Bibliothek Cajus Asinius Pollio, tragischen Dichter, Varius den Epiker und den Idyllendichter Virgilius, der seine Aeneide erst im Jahre 25 begann. Den erstgenannten feiert er in einem schwunghaften Liede, das er nach Erwähnung der Kriegsthaten lyrisch abschließt:

Doch weich', o kühne Muse, vom Scherze nicht
das Amt erneuernd ceischen Klageliebs,
bei mir im Grottenkühl Dione's
suche die Weisen mit leichterm Plec tron.

Und als Virgilius sich zur Seefahrt nach Griechenland anschickte, verwünschte Horatius, um den Freund besorgt, den Erfinder der Schifffahrt:

Fruchtlos spaltete Land von Land
ein vorsehender Gott durch des Oceanus
Scheidung, wenn die verbotenen
Sunde dennoch ein Floß freventlich überspringt.
Tollkühn Jegliches auszustehn
rennt das Menschengeschlecht durch die verbotne That.

Ausdruck der Zärtlichkeit gegen Freunde fehlt auch sonst nicht. Mit Septimius möchte er in Tarent seine Tage leben:

Dieser Ort, Septimius, diese goldne
Bergflur nehm' uns beide zugleich auf, hier einst
netze deines Freundes, des Dichters, heiße
Asche mit Thränen.

Er beweint den Tod des Quintilius:

Vielen Redlichen ach starb er der Thränen werth,
keinem werther der Thrän' als dir, Virgilius.

Ein Wendepunkt aber in dem Leben des Horatius trat ein als er von Virgilius und Varius an Mäcenas empfohlen war — es war im Jahre 38 —, jenen Friedens-Rath des Octavianus, der aus edelster Familie entsprossen sich mit einfacher Ritterwürde begnügte und mit feiner Bildung sich als einen so hohen Kenner und Gönner der Künste und Wissenschaften bewährte, daß sein Name eine Bezeichnung so rühmlicher Wirksamkeit geworden und geblieben ist. In solchem Kreise verlernte Horatius die anstößige Bitterkeit und die unfeinen Schilderungen der ersten Gedichte. Dem Mäcenas widmete er alle seine Dichtungen, nach der Herausgabe des dem Gönner geweiheten ersten Buches der Satiren, etwa 35, schenkte dieser dem Dichter das Sabinische Landgut nördlich von Tibur gelegen, ein bescheidenes aber befriedigendes Besitzthum mit acht Sklaven und fünf Bauerhöfen, zur Feldmark Bandusia gehörig mit dem gleichnamigen Quell krystallhelles Wassers. Es singt der Freund des Landlebens:

Beglückt der Mann, der vom geschäft'gen Drange fern,
wie in der Vorwelt Sterbliche,
mit eignen Stieren ackernd baut das Vatergut!

Das Verhältniß zu Mäcenas ward zu inniger Freundschaft, die durch Nichts gestört wurde, auch dann nicht als Mäcenas kränklich und verstimmt — Plinius sagt, er habe immer an Fieber gelitten und in den letzten drei Jahren keinen

Schlaf gehabt — den längeren Umgang des Dichters wünschte, dieser aber zu seiner Erholung in einem milden Klima am Meeresgestade weilte und längere Abwesenheit von Rom entschuldigend und sich gegen den Vorwurf der Kälte und des Undankes verwahrend, Kränkung mit Feinheit vermeidend freimüthig äußerte, er wolle lieber auf Alles, selbst auf Arabiens Schätze verzichten als auf seine Freiheit und seine Muße. Es war eine dreißigjährige Freundschaft. Nach Mäcenas will Horatius nicht leben:

Raubt dich, die eine Hälfte der Seele mir,
ein früh Geschick, was säum' ich, die andere,
nicht mehr so werth, nicht unversehrt mehr
dich überlebend? Derselbe Tag sieht
uns beide scheiden. Nimmer geschworen ist
von mir ein Meineid. Gehen, ja gehn will ich
wohin voran du schreitest, gerne
dir ein Gefährt' auf der letzten Reise.

Das Geschick erfüllte den Wunsch, bald nach Mäcenas stirbt Horatius im November des Jahres 8 v. Chr. und findet seine Ruhestätte neben ihm in seinem Garten auf den Esquilien. Er kränkelte viel, war der Sonne bedürftig, litt an den Augen, in Bajä brauchte er die Schwefelquellen gegen Nervenleiden, später auf den Rath des kaiserlichen Arztes Antonius Musa Kalt-Wasser. Nach eigner Schilderung war er klein und wohlbeleibt, wie die Augen so die Haare schwarz, doch frühzeitig grau. Damasippus bemerkt scherzend, wie er selbst erzählt, der ganze Mann vom Kopfe bis zur Zehe sei zwei Fuß hoch. Gervinus sagt, der deutsche Dichter Uz, wie geistig dem Horatius verwandt,

sei auch ein Mann von mittlerer Größe, rundlicher Figur und leicht beweglichem Körper gewesen. Auch von seinem Charakter und von seinen Eigenthümlichkeiten gibt der Dichter Nachricht und seine zuvorkommende Verwahrung vor entgegengehaltenen Vorwürfen wird durch seine Offenheit zur Selbstanklage: er zeihet sich der unmäßigen Liebeslust, des Fehlers eines Emporkömmlings, des Verstoßes gegen feinen Weltton, des Mangels an Kriegsmuth, des Jähzorns, doch mit dem Zusatze, daß er auch versöhnlich sei. Seine satirische Laufbahn schließt er mit einer Apologie ab. Er liebt die Einsamkeit, das Landleben und sagt, mit Ruhe im Gemüthe lebe man in dem Städtchen Ulubrä in Latium eben so glücklich als in der schönsten Stadt und Gegend Asiens. Nach dem Tode der geliebten Cinara finden wir ihn oft im Frühlinge auf seinem Landgute, im Sommer in dem kühlen Präneste, im Herbst im obstreichen Tibur und zur Winterszeit in den warmen Bädern von Bajä.

Die bekanntesten und gepriesensten Dichtungen des Horatius sind seine Lieder oder Oden, herrliche Blüthen am Baume der römischen Literatur, früh und bald nach den ersten Satiren zum Theil nach griechischen Mustern, nach Alcäus und Sappho, gebildet und bis gegen das Lebensende gepflegt, unendlich nachgeahmt, niemals erreicht. Sie sind ihm selbst das gebührende Geistesfeld, die Thaten des Cäsar in Heldengesängen zu feiern lehnt er ab und begnügt sich die Musen, Bacchus und Venus zu besingen, in ihnen drückt er sein stolzes Selbstgefühl, seine Apotheose

in Schwanesgestalt und die Vorahnung seiner Unsterblichkeit aus:

Dauerhafter als Erz führt' ich ein Ehrenmal
über Königesbau und Pyramiden auf.
Durch der Enkel Lob
wachs' ich immerhin neu,
rühmen wird man, daß ich Aeolersang zuerst
hab' italischen Weisen gefügt.

Man hat dem Horatius fast zwei Duzend Liebschaften nachgerechnet. Lessing aber hält alle Geliebte, die der Dichter nenne, für Wesen seiner Einbildungskraft. Wie dem auch sei, dem Lyriker sieht man in dieser Hinsicht etwas nach. Er selbst sagt, als sein Haar schon grau geworden sei und er sich über die Jahre der Liebe hinweggealtert geglaubt habe, sei er für Cinara entbrannt, und in reiferen Jahren spricht er es aus, nicht schände es daß man gescherzt habe, sondern nur wenn man den Scherz kein Ende nehmen lasse; und wenn sein Zeitgenosse Catullus sagt, der Dichter müsse keusch sein, von den Versen könne man das nicht verlangen, so dürfen wir wohl sagen, daß hier zwischen Charakter und Dichtung mehr Harmonie herrsche. Begreiflicherweise wirft man ihm auch Weingenuß und Schwelgerei vor. Wer will aus den betreffenden Gedichten das Maß seiner Genüsse berechnen? Werden ihm doch die Aerzte Einschränkung empfohlen haben, lobt er doch selbst das Bohnengericht und sagt, seine Speise seien Oliven, Cichorien und Malven, nur zu Zeiten und am rechten Orte sei es süß zu tollen, oder wie es bei Voß heißt: Süß ist albernes Thun zur Zeit. Die Tafelfreuden

römischer Schwelger schildert und züchtigt er am ergetzlichsten. Zu heiterem Lebensgenusse liebt die lyrische Poesie aufzufordern, das thut auch die horatianische, wiewohl auch an sie die Erinnerung an das allgemeine Loos der Sterblichen unabweisbar herantritt. Wir lesen:

Ach allzuflüchtig, Postumus, Postumus,
entrinnen Jahr' uns, Tugend entfernet nicht
die Runzeln, nicht den Ueberfall des
Alters, den nimmergezähmten Tod nicht.

Die Beziehungen seines Privatlebens sind der Gegenstand seiner heiteren und ernsten Poesie, aber auch die Zeitereignisse und die zu seiner Zeit hervortretenden Persönlichkeiten besingt und berührt er, sowie die Impulse derselben ihm nahe kommen. Teuffel sagt: Horatius, dem Sohne eines Freigelassenen, dem Römer ohne eigentlich römischen Inhalt, war das Römerthum nur das Formgebende, der Rahmen, in den er ein Gemählde erst noch einzufügen hatte, er besingt nicht das Ringen der alten und neuen Ordnung der Dinge, nicht die große Vergangenheit, zwischen seiner Lyrik und dem Römerthum ist kein Zusammenhang. Horatius liebt den Frieden und die Behaglichkeit, er eifert gegen Erneuerung der Bürgerkriege und räth im schlimmsten Falle den Besseren friedlichere Wohnsitze auf den glücklichen Inseln des Oceans zu suchen. Doch feiert er den Sieg bei Actium und den Tod der Kleopatra. Man hat ihn einen Apostaten der Freiheit genannt und ihm damit großes Unrecht gethan. Es zeugt nicht von Knechtessinn, wenn er dem Augustus gegenüber den rühmlichen Tod des Cato

preiſet. Ueberzeugt von der Nothwendigkeit der Alleinherſchaft unterſtützt er des Auguſtus durch die Verhältniſſe geläuterte Unternehmungen, ſeine unleugbar verdienſtlichen Bemühungen um Herſtellung der verfallenen Tempel, um Begründung und Förderung eines ſittlichen Familienlebens, um Beſchränkung unſinniger Verſchwendung, er empfiehlt noch am Ende ſeines Lebens dem Volke die Herrſchaft des Fürſten, dem Fürſten Mäßigung der Macht und Pflege der Muſenkünſte, und ſo darf er als Muſenprieſter in einer Reihe von Tendenzgedichten auftreten, welche er ſo ankündigt:

Entweich', unheil'ger Pöbel, ich haſſe dich,
ſchweigt ſtill, ihr Zungen! Lieder, wie nie zuvor
ertönten, ſtimm' ich Muſenprieſter
Jünglingen an und dem Chor der Jungfraun.

Wenn er Auguſtus mit Göttern vergleicht, ſo bemerkt Grotefend, daß das eine ſeit Alexander dem Großen aufgekommene Gewohnheit war, noch Julius Cäſar habe geſtrebt einen Platz unter den Schutzgottheiten Roms einzunehmen. Dem mächtigen Herrſcher ſelbſt gegenüber behauptet der Dichter ſeine Unabhängigkeit, auch als derſelbe ihn zu ſeinem Secretär und Tiſchgenoſſen machen wollte, und da er von ihm verherrlicht zu werden wünſchte, erlangte er doch nur einzelne Gaben. Er ſchrieb an Horatius: Verſchmähſt du ſtolz meine Freundſchaft, ſo erwiedere ich das nicht mit gleichem Uebermuthe, und an einer andern Stelle: Fürchteſt du, es werde dir bei der Nachwelt Schande bringen, wenn du mir nahe geſtanden haſt?

Vor Horatius gab es bei den Römern ſo gut wie keine

Lyrik, etwa nur in der Form der von den Alexandrinern entlehnten Elegie, um ſo bedeutungsvoller ſteht Horatius da, bis auch er dieſer Dichtungsart entſagte, nicht zwar für immer, denn ſein Schwanengeſang war eine Ode mit der Lobpreiſung des Auguſtus, aber ſein Alter, ſeine zur Reflexion neigende Natur, ſeine Bemühung um das allgemeine Menſchenwohl führten ihn zu der neuen ihm gemüthlich zuſagenden Darſtellungsweiſe der poetiſchen Epiſtel, einer bisher den Römern unbekannten Art der Satiren. Er ſagt:

Alſo laſſe ich jetzt die Verſe und andere Kurzweil,
was wahr iſt und ſich ziemt, das unterſuch' ich mit Eifer.

Die Briefe ſind die Frucht eines in der Selbſtbeherrſchung und im Denken gereiften Geiſtes voll Ariſtippiſcher Lebensweisheit, es herrſcht in ihnen eine wohlthuende Ruhe und Klarheit der Anſchauung und Beurtheilung menſchlicher Verhältniſſe, in ihnen, ſagt Süpfle, geſunde Lebensanſicht, warmes Gefühl für Recht und Pflicht, heiterſte Laune: ſie decken nicht Irrthümer und Laſter auf, ſie beſprechen Gegenſtände, die ſich auf die Richtung des Lebens oder auf die Beurtheilung und Forderung des wiſſenſchaftlichen Strebens beziehen.

Wenn Plato dem aus Vernunft und Genuß gemiſchten Leben den erſten Preis zuerkennt, ſo dürfen wir auch hierin den Dichter erkennen, der, nachdem er im Haine des Akademus die Wahrheit ſuchen gelernt hat, ſein Leben lang weſentlich Akademiker geblieben iſt. Er will zwar ſelbſt keinem Meiſter angehören, er neigte vielleicht, zumal dem geiſt-

reichen Epikureer Mäcenas zu Liebe, zu dieser Lehre, aber er erkennt, daß eben so jede Schule etwas von der Wahrheit wie keine die ganze unbedingte enthalte. Lessing sagt: Er wird nicht viel Erhabenes von der Tugend sagen können ohne ein Stoiker zu scheinen und nicht viel Rührendes von der Wollust ohne das Ansehn des Epikureers zu bekommen. Ihm ist er der philosophische Dichter, der Witz und Vernunft in ein mehr als schwesterliches Band brachte und mit der Feinheit eines Hofmanns den ernstlichsten Lehren der Weisheit das geschmeidige Wesen freundschaftlicher Erinnerungen zu geben wußte und sie entzückenden Harmonieen anvertraute, um ihnen den Eingang in das Herz desto unfehlbarer zu machen. Wiefern die Betrachtung des sittlichen Lebens seine Aufgabe ist, darf er im Streben nach Wahrheit und Tugend und in der Lobpreisung leidenschaftsloser Ruhe eben so wie andere edle Römer Stoiker genannt werden. Nichts bewundern ist das freilich mehr aristippische Motto seines Verhältnisses zu der Außenwelt mit ihren angestaunten Schönheiten und Wundern. Es ist nicht schwer eine Blumenlese hierzu dienender Stellen zu sammeln. Statt vieler nur zwei. Bei Gelegenheit der Einweihung des Apollotempels mit seinem palatinischen Büchersaale hören wir was der Dichter wünscht:

Laß, o Phöbus, mich mit gesundem Leib
und Geist genießen was ich erworben mir
und gib daß kein unrühmlich Alter
Schande mir sei noch der Laut' entbehre.

Bezeichnend für des Dichters Sinn ist das folgende einfache Gedicht:

Sichrer wirst du leben, Licinius, wenn du
nicht auf hohem Meere zu weit dich wagest
noch aus Furcht vor Stürmen am ungetreuen
Ufer verweilest.

Wer den goldnen Mittelweg liebt, vermeidet
gern der morschen Hütte berauchtes Obdach
und vermeidet nüchtern den neidenswerthen
Prunk der Paläste.

Oefter schwankt von Winden die hohe Fichte,
schwerer stürzt ein Thurm aus der Höhe nieder
und der Berge Gipfel berührt des Himmels
näherer Blitzstrahl.

Weiser Gleichmuth hoffet in bösen Tagen
und befürcht't in guten ein andres Schicksal.
Ungestüme Winter entfernt derselbe
Gott, der sie sandte.

Geht es heut uns übel, so geht's nicht immer,
immer spannt Apoll nicht den Bogen, oft auch
weckt er für der Laute Ton der verstummten
Muse Gesang auf.

Zeige bei trübseliger Zeit dich tapfer
und von unerschüttertem Muthe, doch lern' auch,
schwellt ein allzugünstiger Wind dein Segel,
klüglich es einziehn.

Aus der Vernachlässigung der Götter leitet Horatius das Unglück des Staates her, er hat die erhabensten Begriffe von der Gottheit, obwohl er sich einen säumigen Verehrer derselben nennt, er belehrt seine Wirthin, daß eine von reiner schuldloser Hand dargebrachte Gabe mehr werth sei als große Opfer, sie solle ihre kleinen Götter nur mit Rosmarin und Myrte kränzen.

Auf des Dichters Sinn und Sprache hat das Griechenthum großen Einfluß geübt. Er selbst sagt, das gütige Geschick habe ihm etwas von der griechischen Camene verliehen. Lübker bemerkt, er sei Verehrer und Nachahmer der Griechen theils nach der begreiflichen Vorliebe und Sehnsucht, womit ein edles Gemüth aus einer wirren bodenlosen Zeit in die Vergangenheit und in die Ferne flieht theils mit Rücksicht auf Form und Charakter der hellenischen Nation und Literatur. Als er aber auch griechische Verse versuchte, erschien ihm, wie er erzählt, der göttliche Quirinus und widerrieth ihm Holz in den Wald zu tragen. So stand Göthe zu Straßburg von dem Versuche in französischen Versen ab, und wie dieser dafür der deutschen Sprache mit Gewalt und Ernst, wie er selber sagt, sich hingab, so Horatius der römischen. Seine Verdienste um die Sprache sind groß, er gab ihr eine Geschmeidigkeit und eine Herzlichkeit, deren sie nicht fähig schien. Auch die leichteren gefälligen Versmaße der Griechen wählte er für seine Bedürfnisse trefflich aus.

Horatius ist viel verkannt worden sowohl nach seinem Charakter als nach seinem Talente. In ersterer Beziehung sagt Lessing, so viel er auf der Seite des Dichters gewonnen, so viel habe er auf der Seite des ehrlichen Mannes verloren, und fährt fort: Ja, sagt man, er sang die zärtlichsten und artigsten Lieder, aber Niemand war wollüstiger als er; er lobte die Tapferkeit bis zum Entzücken und war selbst der feigherzigste Flüchtling; er hatte die erhabensten Begriffe von der Gottheit, aber er selbst war ihr schläfrigster

Verehrer. Auf diese Anklagen antwortet Lessing und habe ich oben im Einzelnen zu antworten gesucht. Aber auch den Dichter hat man nicht gelten lassen wollen, selbst hervorragende Beurtheiler haben sich einseitig ausgesprochen. Herder sagt, Horatius sei wesentlich ein Dichter der Anmuth und Grazie; Göthe erkennt die technische und Sprachvollkommenheit an, fügt aber bei: ohne alle eigentliche Poesie besonders in den Oden; Hegel sieht in vielen Oden die Absicht, die Intention: ich will ein Gedicht machen, und nachahmende Künstlichkeit wie überhaupt in der römischen Lyrik mehr copirende Geschicklichkeit als originale Conception; Stahr urtheilt, ein Dichter im höchsten Sinne sei Horatius nicht, so wenig als überhaupt Rom je der Boden einer schönen, großen und freien Kunst gewesen sei, groß nur in der Satire, dieser im innersten Wesen unpoetischen Kunstform. Der durch alle Zeiten hindurch gepriesene Dichter hat besonders seit Ende des vorigen Jahrhunderts angefangen angezweifelt zu werden. Die Kritik ist selbst so weit gegangen zu sagen, er sei kein Dichter. Das sagt er freilich beinahe von sich selber, da er nur das Verdienst der Originalität auf römischem Boden in Anspruch nimmt, auch Lessing spricht sich die Dichternatur ab, auch Schiller hat sich etwas der Art von Romantikern sagen lassen müssen. Horatius ein philosophischer Dichter befolgt sein eignes Wort:

Nutzen entweder will der Dichter oder ergetzen.

Weniger ein Günstling seiner Zeit, über welcher er stand und mit welcher er nicht recht harmonirte, als der nach-

folgenden Jahrhunderte hat er mit seinen Reflexionen und mit der formalen Vollendung und selbst einiger Nüchternheit seiner Lyrik auf die Entwicklung des Geistes der Nachwelt großen Einfluß geübt. Tausende haben sich seiner erfreut, Hunderte ihn nachgebildet, übersetzt und erläutert. Ein deutscher Gelehrter, Gottschling, schließt eine solche Arbeit mit den Worten ab: Gottlob nun bin ich mit meinem schweren Horatius fertig.

IV. Drei Philosophen des Alterthums.

1. Sokrates.

Meine Damen und Herren, wir sind in Athen und zwar zu der Zeit, als dort ein Mann sprach: Ich danke den Göttern, daß sie mich als Mann und nicht als Weib haben geboren werden lassen — das, werden Sie sagen, ist Geschmackssache; er fährt fort: — daß ich als Grieche, nicht als Barbar und daß ich zur Zeit des Sokrates geboren bin. Das ist die Sprache eines gebildeten Hellenen und eines dankbaren Schülers und ein Zeugniß für die Größe des Lehrers. Wir sehen uns nach diesem um und finden ihn bald, er ist selten zu Hause, fast nie auswärts, immer auf den Straßen, in den Hallen, in den Werkstätten, in den öffentlichen Gärten, umgeben von Hörenden und Lernenden. Wir sehen da einen Mann von unschönem Aeußern: er hat einen kahlen Kopf, hervorstehende Augen, eine aufgestülpte Nase, einen großen Mund, dicke Lippen, breite Schultern, Leib und Beine unproportionirt. Als ihn Zopyrus sah, ohne ihn zu kennen, ein Mann, der vermöge physiognomischer Beobachtung den Geist und Charakter der Menschen zu erkennen vorgab, erklärte er den Mann für dumm und mit üblen Eigenschaften und Leidenschaften behaftet. Die Umgebung lachte, Sokrates aber sagte, was der Mann an ihm gefunden habe, sei von Natur in ihm vorhanden gewesen, er habe es aber überwältigt.

Man hat Sokrates wegen seines Aussehens mit des Bacchus trunkliebendem burleskem Begleiter Silenus oder auch mit dem Satyr Marsyas verglichen und dieß auf die dämonische Natur des mit Weisheitsschätzen inwendig erfüllten Geistes und auf den hinter spöttischer Außenseite ruhenden tiefen Ernst gedeutet. Wenn freilich körperliche und geistige Schönheit in der Anschauung der Griechen als untrennbar gedacht wird, so mußten sie und müssen wir mit ihnen schon in der äußern Ankündigung des Sokrates die widerspruchsvolle Abnormität erkennen, die sein ganzes Wesen kennzeichnet. Er empfahl den Jünglingen sich oft im Spiegel zu beschauen, auf daß die Schönen sich der Pflicht erinnerten die Schönheit nicht durch Unsittlichkeit zu schänden, die Minderschönen aber sich getrieben fühlten die Mängel des Aeußern durch innere Vorzüge auszugleichen und zu verbessern. Sein Aeußeres ist ärmlich, er trägt kein Unterkleid, sein Oberkleid ist für Winter und Sommer eins, er geht barfuß, seine Staatssohlen reichen für die Lebenszeit aus, er lebt von Wasser und Brod, außer bei Gastmalen, wo der bedürfnißlose Mann mehr Wein verträgt als die verwöhnten Gäste. Geschenke von Freunden nimmt er selten und wenige an, Anerbietungen von Fürsten, wie von dem König von Macedonien, soll er ausgeschlagen haben, er hält die Armuth für ein Schutzmittel glückliches Lebens. Seiner einfachen geordneten Lebensweise verdankte er daß er bei herrschenden Seuchen nicht erkrankte. Er bethätigt seinen Grundsatz, so wenig als möglich bedürfen stehe dem Göttlichen am nächsten.

Um das Jahr 470 v. Chr. in Athen geboren, — sein Vater ist Sophroniscus ein Bildhauer, seine Mutter Phänarete eine Hebamme — erlernte Sokrates Anfangs die Kunst des Vaters und es sollen auf der Burg die Grazien mit züchtiger Umkleidung als sein Werk zu sehen gewesen sein, dann nach seinem eignen Ausdrucke in geistiger und pädagogischer Beziehung die Kunst der Mutter. Er erkannte die Erforschung der Wahrheit und die Menschenbildung als seinen Beruf und gab sich ihm mit ganzer Seele hin. Man nennt mehrere Lehrer von ihm, auch Musiklehrer, auch Sophisten, wie Protagoras und Hippias, auch Frauen, wie Aspasia und Diotima, aber er war von Niemanden abhängig, er benutzte die vielfachen schönen Bildungsmittel seiner Vaterstadt, verdankte aber das Meiste im Unterrichte sich selbst. Er erfüllte seine militärischen Pflichten mit Tapferkeit und der Enthaltsamkeit und Mäßigkeit, die sein ganzes Leben auszeichnet. Beim Ausbruch des peloponnesischen Krieges kämpfte er bei Potidäa in Macedonien, wo er den Alcibiades aus Lebensgefahr rettete, ein Liebesdienst, den er, wie Einige erzählen, wenige Jahre später auch dem Xenophon erwies, den er aus der Schlacht bei Delion herausgetragen haben soll. Obwohl er aber ganz der Oeffentlichkeit angehörte, entzog er sich doch in der Meinung, daß Muße und geschäftsfreies Leben das schönste Gut sei, geflissentlich und beharrlich dem Dienste des öffentlichen Staatslebens. Als er einst von den zeitigen Gewalthabern, die unter dem Namen der dreißig Tyrannen bekannt sind, den Befehl erhielt den dem Tode

geweihten unschuldigen Flottenführer Leon aus Salamis herbeizuholen, weigerte er sich dessen und entging nur durch den bald erfolgten Sturz der Tyrannen der härtesten Rüge, und als gegen Ende des peloponnesischen Krieges im Jahre 406 die nach Alcibiades Entfernung erwählten zehn Feldherrn über die Lacedämonier in der Seeschlacht bei den arginusischen Inseln südlich von Lesbos einen glänzenden Sieg erfochten und wegen eines heftigen Sturmes aus Nordwest die auf Schiffstrümmern schwimmenden Krieger und die umhergetriebenen Leichen ungeachtet aller Bemühung zu retten und aufzusammeln nicht vermocht hatten und darum auf Tod und Leben angeklagt waren, war Sokrates, Mitglied des Rathes der Fünfhundert und bei wechselnder Aufeinanderfolge Vorsitzender in der Richterabtheilung seines Gemeindebezirks, der Einzige, der von der Parteiwuth uneingeschüchtert sich wenigstens einer ungesetzlichen Abstimmung widersetzte. Darnach aber erfolgte sie und sechs Feldherrn, deren man habhaft werden konnte, wurden hingerichtet. Der durch eine Reihe von Ungerechtigkeiten herbei und hindurch geführte Prozeß, die bald bereuete Greuelthat ist ein Ereigniß aus den letzten Lebensjahren des Sokrates.

Schriftliches hat Sokrates nicht verfaßt oder hinterlassen. Der treueste Darsteller seines Wesens und Wirkens ist Xenophon, ergänzend aber idealisirend tritt Plato hinzu, und wo sie nicht übereinstimmen, wird als Schiedsrichter Aristoteles herangezogen, wiewohl es bei den beiden letzteren manchmal nicht leicht ist den historischen Sokrates von dem typisch gewordenen zu unterscheiden. Die Eigenthümlichkeit der Philosophie des Meisters ist aus zwei Gegensätzen zu erklären, seinen Vorgängern und den Sophisten. Während jene sich mit der Entstehung der Welt und der Götter beschäftigten und sich in metaphysischen Grübeleien gefielen und verloren, rief Sokrates, wie Cicero sagt, die Philosophie vom Himmel herab, machte sie in den Städten heimisch und führte sie in die Wohnungen der Menschen ein; er fühlte sich selbst durch die Physik eines Anaxagoras mehr abgestoßen als angezogen. Den Gegensatz zwischen der Sophistik und dem Sokratismus hat Wieland in seinem Agatho trefflich geschildert. Während die Sophisten in den Städten umherzogen und sich der edelsten und reichsten Jünglinge zu bemächtigen suchten, indem sie, natürlich gegen reiche Bezahlung, versprachen sie zu vollkommnen Rednern, Staatsmännern, Feldherrn zu machen und die Kunst lehrten weise und tugendhaft zu scheinen und sich Ansehn, Wohlleben, Reichthum zu erwerben, war die Sokratische Philosophie weit entfernt so einschmeichelnd und liebenswürdig zu sein, sie wurde unentgeltlich mitgetheilt, erschien wohl Manchem nüchtern und langweilig, doch ihr Inhalt war die Wahrheit und der mit Beharrlichkeit und Uneigennützigkeit geübte Beruf des Meisters durch Erkenntniß dieses Inhalts Menschen zu bilden und zu bessern. Beiden Theilen ist das Streben eigen die Freiheit des Gedankens zu vertreten, welcher sich der Herrschaft fremder Autorität entzieht, aber bei jenen führte das Streben zu Willkür und Unsittlichkeit, bei Sokrates zur Wahrung des Gewissens in der Entscheidung für das Schöne und Gute. Während jene im

Gefühle des Unvermögens die Lehren der Weisheit zu ergründen die Erkennbarkeit des Wahren leugneten und für wahr erklärten was ein jeder dafür hielt und aussprachen, daß nicht für alle Menschen dieselben Tugendvorschriften gelten, drang Sokrates vom Schein zum Wesen und stellte die Wahrheit und die Tugend in ihrer Geltung her. So ist Sokrates, durch den Gegensatz der Physiker und Sophisten zum Bewußtsein des Wahren gebracht, der Begründer der Ethik und des philosophischen Wissens, die Herabsetzung desselben zum Sophisten aber muß als die Versündigung einer Dialektik angesehen werden, welche die Gegensätze umkehrt und die Wahrheit, wie Hegel sagt, zum bachantischen Taumel macht, an dem kein Glied nicht trunken ist. Sokrates lehrt vor Allem Götterfurcht, die Tugend läßt er im Wissen bestehen, die von dem delphischen Gotte geforderte Selbsterkenntniß ist ihm die Summe aller sittlichen Bildung. An Reinheit steht seine Ethik der christlichen begreiflicher Weise nach, Feindesliebe kennt sie nicht. Das Nützlichkeitsprincip hat man ihm zum Vorwurf gemacht, aber er verwünschte den, der zuerst den Nutzen von der Natur getrennt habe, das sei der Anfang alles Unheils. Das hauptsächlichste Verdienst des Sokrates besteht darin, daß er das von den Sophisten verkannte und geleugnete Wissen wieder in seine Rechte eingesetzt und zum Mittelpunkte der Philosophie gemacht hat. Wenn er das Wissen für das einzige Gut, das Nichtwissen für das einzige Uebel, die Tugend als eins mit der Weisheit und den für den Weisesten erklärt, der da weiß, daß er nichts weiß, so sagt

er damit nicht bloß, daß in dem Bewußtsein des Nichtwissens das Suchen des Wissens liege, sondern er spricht aus, daß die höchste Weisheit wohl in dem Erkennen des Schönen und Guten, aber zunächst und zumeist in der Erkenntniß bestehe, daß der Mensch nur so viel wissen könne als die Gottheit ihm zu seinem Beßten zu wissen gestatte. Daher widerrieth er alle Untersuchungen, die zu enthüllen trachten was die Gottheit dem Menschen verborgen habe, weil ihm die Kenntniß davon keinen Nutzen bringe, und weil er sich nicht vermaß durch menschliches Wissen das absolute Sein und Wesen der Dinge zu bestimmen, gewann bei ihm, wie Karl Friedrich Hermann sagt, jenes Wissen einen ausschließlich praktischen Charakter. Nur das Sittlichgute hat Wahrheit, die Tugenden sind eben so viel Aeußerungen des Wissens. Die ganze Philosophie des Sokrates ist praktisch, ihre Forderung ein dem Erkennen entsprechendes Handeln, das Leben ist ihm die Philosophie und seine wissenschaftliche Bedeutung steht im engsten Zusammenhange mit seiner Persönlichkeit. Hegel sagt: Sein Leben und seine Philosophie sind aus einem Stücke.

Es ist übrig die politische Stellung des Sokrates in kurzen Strichen zu zeichnen. Er nennt den Adel Harmonie des Leibes und der Seele, edel die Kinder der Guten, wie die Tochter des Aristides, in ironischer Weise einmal die, welche sieben reiche Ahnen haben, er will, daß zu guter Geburt gute Erziehung komme, er verspottet den zur Zeit hocharistokratischen Alcibiades, welcher meint, daß die Besseren in edlem Geschlechte geboren werden, und sein Geschlecht

von Zeus herleitet, sein Wahlspruch ist das Wort des Aeschylus: Nicht der Beßte scheinen will er, sondern sein. Kein Politiker, aber treu der Verfassung des Vaterlandes stellt er das Gesetz des Staates als maßgebende Vorschrift des Handelns auf, rügt die Ungesetzlichkeit wie in der Herrschaft Weniger so im Volke und gilt, obwohl er zur Wahrung der Gesetze mehr beiträgt als der ganze Rath zu Athen und die ganze Volksgemeinde, den Gegnern als Verächter des Volkes und der Volksherrschaft. Es ist wohl zuzugeben, daß er in manchen Aeußerungen die bestehende Staatsverfassung anzutasten schien und über die Schranken seiner Zeit und seines Volkes hinaus ging, ohne deßhalb, wofür ihn Cicero ansieht, Weltbürger zu sein oder aufzuhören Grieche zu sein. Nicht der Inhalt seiner Lehre, die Art des Vortrags derselben war den Leuten anstößig. Schon die Disputirsucht auf der Straße war ihnen unbequem und ärgerlich, trivial scheinende Untersuchungen, die zum Denken über das führen sollten, was bisher ununtersuchte Voraussetzung war, und als Ausgangspunkte nöthig sein mochten wo kein philosophisches Wissen vorlag, erschienen langweilig und unnütz. Hierzu kam des Sokrates unübertreffliche Redekunst. Ein Schüler sagt bei Plato, Sokrates bezaubere ihn, und Alcibiades von seiner mit dem hohen Ernste der Weisheit verbundenen reinsten Menschenliebe überwältigt gestand zu der Zeit, wo er noch zwischen zwei Lebenszielen schwankte und noch nicht von dem Ehrgeize allein beherrscht wurde, wenn er ihn reden höre, werde sein Herz bewegt und könne er sich der Thränen nicht enthalten,

ein Leben, das dem Sokrates nicht gefalle, sei kein Leben zu nennen. Handhabe zu Angriffen war auch in gewissen Eigenthümlichkeiten und Sonderbarkeiten des Sokrates zu finden. Ich nenne zuerst die ihm eigene Ironie, vermöge welcher er als Unwissender sich an Andere wendet, um von ihnen zu lernen was sie wissen, und dieses vermeintliche Wissen in sein Nichts auflöset. Verstand man diese Ironie nicht, so empfand man sie als um so lästiger, zumal wenn sie, wie es den nachmaligen Anklägern geschah, zur Verspottung führte. Gegenstand des Mißverständnisses und Anlaß zur Anfeindung ward ferner was Sokrates von dem sogenannten Dämonium, der göttlichen Stimme, sagt, wodurch er in seinem Innern, mehr zum Unterlassen als zum Thun, angetrieben und bestimmt werde. Es darf gesagt werden, daß man unnöthigerweise darüber so viel geschrieben und gestritten hat. Ein französischer Gelehrter freilich wußte sich nur so zu helfen, daß er Sokrates für verrückt erklärte, ein bairischer Gelehrter der neuesten Zeit will einen dem Sokrates beigegebenen Engel erkennen. Es ist dieses dem Sokrates selbst dämonisch erscheinende innere Orakel das sittliche Urtheil in seinem Innern, eine höhere Lebensoffenbarung, eine göttliche Stimme, welche dem sinnigen Beobachter des Menschenlebens vernehmbar zu einem individuellen Vorgefühl von den Folgen des Thuns und Lassens und zu einem natürlichen warnenden Bestimmungsgrunde wird. Die symbolische Bezeichnung des gottverwandten Elements war den Athenienſern eben so unleidlich als unverständlich, zumal da dieses räthselhafte Ueberwiegen

des innern Lebens sich mit Nichtachtung der äußeren Form und Sitte verband. Man sah ihn, wie schon im Feldlager bei Potidäa, einen ganzen Tag und eine ganze Nacht bis zur Anbetung der aufgehenden Sonne auf einer Stelle in Sinnen versunken stehen, eine Erscheinung nicht sowohl der Selbstvergessenheit als des in der Tiefe arbeitenden, in die höchsten Gedanken sich versenkenden und von einer Klarheit zur andern fortschreitenden Geistes, Hegel nennt es einen kataleptischen Zustand, in dem sich ein Individuum von seinem innern Selbst abscheide. Eine solche Verzückung war dem hellen Griechenthume fremd. So auffallend aber dieß und Anderes in seinen Gewohnheiten, wie z. B. noch die von ihm geübte Zimmergymnastik, welche er Tanzen nannte, und so sehr er selbst als ein mit keinem andern vergleichbarer Mensch erschien, so wurzelte doch sein Wesen in dem Geiste seines Volkes und würde man ihn stark verkennen, wenn man leugnen wollte, daß er durch und durch Grieche war, ein Charakter, wie Zeller sagt, der nicht den allgemeinen moralischen Leisten für alle Zeiten abgibt oder, wie Steinhart sagt, ein Athener mit allen Fasern seines Wesens.

Neben der bei alle dem nicht geleugneten Sonderlichkeit oder Unbegreiflichkeit des Sokrates ist es zur Erklärung des Folgenden nöthig sich des Charakters der Zeit zu erinnern. Die Schwankungen des 27jährigen peloponnesischen Krieges in Waffenglück und Staatsverfassung, der endliche Sieg der Feinde draußen und des Volkes oder Pöbels im Innern, der Angriff der den Maßstab ihres Glaubens

und Wollens in sich suchenden freien Subjectivität gegen die bestehenden Autoritäten auf allen Gebieten hatten eine Unsicherheit in die staatlichen Verhältnisse gebracht, welche den Sturz der Größe und den Untergang des Hervorragenden begreiflich macht. Sokrates, der Willkürherrschaft des Volkes feind, stand schon lange in dem Rufe lakonischen Verhältnissen den Vorzug vor den einheimischen zu geben, Männer wie Alcibiades und Kritias gereichten ihm als seine Schüler zum Vorwurf, der Ausspruch des delphischen Orakels, daß Sokrates der weiseste der Menschen sei, erregte den Neid und Aerger seiner Mitbürger, viele von ihnen waren in ihrer Nichtigkeit dargestellt worden, der Tadler war den meisten unbequem. So geschah es, daß Sokrates, nachdem er ein Vierteljahrhundert frei und unverhohlen und immer derselbe unter seinen Mitbürgern gewandelt und gelehrt, angeklagt wurde: daß er an die Götter des Staates nicht glaube, neue Gottheiten einführe und daß er die Jugend verführe. Ankläger waren Meletus, ein unbedeutender, aufgeblasener Dichter, Anytus, ein reicher Gerber, der eine Zeit lang zu hohen Ehren gelangte, zuletzt aber herabgekommen zur Gerberei zurückkehrte, und der Staatsredner Lykon. Sokrates verschmähte die üblichen und gesetzlich erlaubten Hilfsmittel der Vertheidigung und mit dem Stolze der Unschuld sich vor den Richtern, die seine Gegner waren, rechtfertigend konnte er sich Anfangs nicht entschließen eine Selbstschätzung seiner Strafe zu beantragen, weil er das für ein Schuldbekenntniß ansah, und wurde von einer Mehrheit von fünf oder sechs

Stimmen, und als er auf das Zureden seiner Freunde sich zu einer Strafe von dreißig Minen erbot und durch den Anspruch auf die Ehre im Prytaneum für seine Verdienste von Staatswegen unterhalten zu werden wie überhaupt dadurch, daß er den Gewalthabern das rechte Wissen von den sittlichen Zwecken und Gesetzen absprach, die Richter aufbrachte, mit einem größeren Stimmenmehr — 281 Stimmen von 500 gibt ein alter Biograph an — zum Tode verurtheilt. So fiel der Mann, den das ganze Alterthum als einen der größten und reinsten Charaktere darstellt, der durch seine Wirksamkeit echte Humanität und den Adel der menschlichen Natur zur Geltung bringt und in den Schriften seiner Schüler als ein Muster von Frömmigkeit, Selbstbeherrschung und Ueberzeugungstreue erscheint, er fiel als ein Opfer der Ungerechtigkeit der durch nachhaltige Parteileidenschaft und Sophistik bethörten Athenienser. Daß er vor dem Volksgerichte schuldig war, kann man nur behaupten wollen, wenn man das Recht mit der Gewalt als eins setzt, und dem athenischen Staate, wie er damals war, muß das Recht abgesprochen werden einer alle Lebensgebiete beherrschenden Richtung der Gedanken und Strebungen gewaltsam entgegenzutreten, selbst wenn man annehmen will, daß es galt wie im großen Staatsganzen so in der Erziehung zu dem Altbewährten zurückzukehren. Gleichwohl hat es in neuerer Zeit nicht an Andersdenkenden gefehlt. Der Philosoph Hegel, welcher den Sokrates als den Verderber der griechischen Welt betrachtet, dieß aber ihm zum größten Ruhme rechnet, faßt sein Ende als einen nothwendigen

Conflikt und als eine weltgeschichtliche Tragödie auf. Lassen wir dieser Ansicht ihre Geltung und übergehen wir andere Meinungen, wie die Verwunderung daß man Sokrates so lange ohne Anklage gelassen und zuletzt mit so geringer Stimmenmehrheit verurtheilt habe, unerörtert, zum Aeußersten ist in dieser Richtung Professor Forchhammer gelangt, welcher in einer paradoxievollen Parteischrift Sokrates als einen Revolutionär, als einen destructiven Oligarchen, als einen ungläubigen Nationalisten bezeichnet, ihn mit mehr Beschuldigungen als die alten Ankläger belastet und ausspricht, daß niemals von einem gesetzlicheren Gerichte ein gesetzlicheres Urtheil gesprochen sei als das, wodurch Sokrates zuerst des Verbrechens des Unglaubens an die Staatsgötter und der Verderbung der Jugend schuldig erkannt und darauf zum Tode verurtheilt wurde. Daß die Athenienser bald anders dachten, zeigt eine Reihe von Erzählungen: man habe die Ringschulen geschlossen, ein ehernes Bild des Sokrates von Lysippus aufgestellt und im Theater bei Aufführung des Euripideischen Trauerspiels Palamedes, eines Helden, der ein ähnliches Geschick wie Sokrates erlitt, als der Chor sang: Ihr Griechen habt die allweise unschuldige Nachtigall der Musen getödet, laut gejammert, ferner man habe die Ankläger verbannt und diese haben sich, weil sie den Haß und die Verachtung ihrer Mitbürger nicht ertragen konnten, gehängt, Anytus sei in Heraklea im Pontus gesteinigt worden.

Von der Verurtheilung bis zum Tode verstrich eine Frist von dreißig Tagen. Denn eben war das heilige

Staatsschiff, die gewöhnlichen Dankesopfer für die siegreiche Heimkehr des Theseus aus Kreta im Apollotempel zu bringen, nach Delos abgegangen und von dem Augenblicke an, wo das Schiff zum Zeichen der Abfahrt mit dem festlichen Lorbeer bekränzt war, bis zu seiner Rückkehr durfte in Athen keine Hinrichtung erfolgen. So blieb den Freunden und Schülern des geliebten Verurtheilten Zeit ihn zu besuchen und seine letzten Belehrungen zu empfangen. Machen auch wir von Plato geführt einen Besuch im Kerker. In des Morgens heiliger Frühe sehen wir am Lager des Schlummernden seinen alten treuen Freund Krito sitzen, welcher von dem Erwachenden getadelt, daß er ihn nicht geweckt habe, ihn zu überreden sucht die gegönnte Kerkerfrist zur Flucht nach Thessalien, wozu er und einige Andere Anstalten getroffen haben, zu benutzen. Sokrates aber lehnt das Anerbieten ab und unterwirft sich mit der im ganzen Leben bewährten Ueberzeugungstreue eines freien Mannes dem von den gesetzlich geordneten Organen des Volkswillens ausgegangenen wenn auch ungerechten Urtheilsspruche. Dem Siebzigjährigen konnte die Flucht doch nur einen kurzen kümmerlichen Lebensrest in fremdem Lande gewähren, er wollte lieber, wie Quintilian sagt, daß ihm das Leben, das er vor sich habe, verloren gehe als das er hinter sich habe. Am Morgen des letzten Tages betreten wir noch einmal an der Hand Plato's und seines geistvollen Auslegers Steinhart den Kerker. Wir finden Sokrates von seinen Fesseln befreit, von seinen treuesten Freunden umgeben. Nichts trübt den Gleichmuth des Weisen, Nichts

stört den Frieden seines zum Heiligthum gewordenen Kerkers, die jammernde Gattin mit dem Kinde hat sich auf seinen Wunsch entfernt und mit ihr ist gleichsam der letzte Schatten, des irdischen Lebens Noth und Sorge vorübergezogen, selbst die Gefängnißbeamten sind von Ehrerbietung gegen den großen Mann durchdrungen und leidenschaftliche Klagen wie des jungen Apollodorus, daß Sokrates unschuldig sterbe, durch die Entgegnung: Möchtest du, daß ich schuldig sterbe? beschwichtigt verstummen. Die herrschende Stimmung ist stille Wehmuth und freudige Erhebung, und in solcher Stimmung erhebt der Weise, dem der Tod der freudig begrüßte Uebergang in ein schöneres Dasein ist, sich und mit sich die Freunde in den reineren Aether des Denkens und überzeugt von der Aufgabe des Menschen sich von der Macht des Leibes und der Sinnlichkeit zu befreien und von dem bewußten Fortleben der menschlichen Seele nach dem Tode in einem durch die Gegenwart bedingten Zustande trägt er in seinen letzten Gesprächen die unvergängliche Lehre von der Unsterblichkeit vor. Er stellt vier Beweise auf: der erste ist von dem ewigen Kreislaufe des Lebens und dem Wechsel entgegengesetzter Zustände hergenommen; der zweite geht davon aus, daß wie dem jetzigen Leben ein künftiges folge, eben so schon ein früheres ihm vorangegangen sei, von dem zuweilen noch vereinzelte Erinnerungen in Momenten größerer Geistesklarheit in der Seele aufsteigen; der dritte schließt von der Einfachheit der Seele auf ihre Unzerstörbarkeit; der vierte weiset die Seele als das mit der Idee

des Lebens unzertrennlich verbundene Wesen nach, als das Urlebendige, das eben so wenig durch den Tod vernichtet werden könne als die Idee des Lebens selbst. Hierneben gehen drei ethische Glaubensgründe oder Bürgschaften: Sehnsucht nach Befreiung von den Fesseln des Leibes, Selbstbewußtsein der Seele, welche unsterblich ist, weil sie den Gedanken der Unsterblichkeit denkt, Forderung einer sittlichen Weltordnung und einer vergeltenden Gerechtigkeit. Der Tag neigt sich zum Sonnenuntergange. Sokrates nimmt ein Bad, verabschiedet sich von seinen Kindern und Angehörigen, ertheilt dem Krito seine letzten Aufträge und leert unter unverhaltenem, aber doch bald beschwichtigtem Jammern der Freunde den dargereichten Giftbecher; dann geht er in dem Raume auf und ab, bis die Füße ihm schwer werden, legt sich auf sein Lager, sagt noch auf seine nun erfolgende Genesung hindeutend zu Krito: Wir sind dem Aesculapius einen Hahn schuldig, hüllt sich ein und verscheidet. Krito drückt ihm Mund und Augen zu. Es war im Junimonat des Jahres 399 v. Chr.

2. Polemo.

Wir lernen wohl viele Jünglinge kennen, die auf ihrem Wege sich verirren und verlieren, nicht viele, die sich je tiefer ihr Fall war zu um so größerer Höhe erheben. Als der Apostel Paulus aus der kleinasiatischen Seestadt Troas abzureisen gedachte und die Heilsbegierigen das Evangelium von dem Reiche Gottes, von der Gnade und von der

Erlösung immerfort aus seinem Munde hören und ihn nicht lassen wollten und er bis in die Nacht hinein predigte, saß ein Jüngling, Eutychus mit Namen, in einem Fenster, versank in tiefen Schlaf und fiel hinunter vom dritten Söller. Er ward lebend heraufgebracht, wir lesen aber nicht, ob er erwachte zu dem Leben, das aus Gott ist. Ein Jüngling mit Allem, was das Leben schmücket, reich ausgestattet, nach Hohem und Ausgezeichnetem strebend trat zu dem Herrn mit der Frage, was er thun solle daß er das ewige Leben haben möge, und sprach auf die Mahnung, daß er die Gebote halten solle, in selbstgerechter Vermessenheit: Das alles habe ich gehalten von Jugend auf, was fehlt mir noch? Und als der Herr ihn aufforderte den Gütern dieser Welt zu entsagen und einen Schatz im Himmel zu sammeln, ging er, weil es ihm schwer ward von den Gütern, die das Leben vergänglich zieren, sich zu trennen, betrübt hinweg. Das selbstgenügsame Was fehlt mir noch? ließ ihn auf den Irrwegen des Lebens weiter gehen. Tröstlicher ist das Beispiel eines hochbegabten Jünglings aus der Geschichte der Kirche. Er lebte eine wüste Jugend und that auf den Ruf zur Buße wie ein säumiger Schläfer, der auf den Weckeruf antwortet, er werde gleich aufstehen, und alsbald die Augen wieder zum Schlafe schließt. Doch das Trostwort des Bischofs Ambrosius von Mailand an seine jammernde Mutter Monika, es sei nicht möglich daß ein Sohn so vieler Thränen untergehe, verwirklichte sich. Der Jüngling hörte, als er einst sinnend unter einem Baume lag, die Worte: Nimm und lies, er nahm die heilige Schrift

und las die Worte: Lasset uns ehrbarlich wandeln, ziehet den Herrn Jesum Christum an. So genas er von Stund an, es war der heilige Augustinus. Etwas nicht Unähnliches finden wir in der Geschichte der alten Philosophie.

Sokrates, der Vater der Philosophie, der Mann, der zuerst wieder die Wahrheit auf den von den Sophisten umgestürzten Thron der Philosophie gehoben und die Lehre von der die physische und moralische Weltordnung regelnden göttlichen Vernunft, von der Bestimmung des Menschen zur Gottähnlichkeit und von der Unsterblichkeit der vernünftigen menschlichen Seele als ein theures Vermächtniß zurückgelassen, hatte viel Schüler und aus seiner Pflanzschule stammen in von ihm selbst nicht geahnter oder beabsichtigter Weise nicht wenig Zweige. Unter seinen unmittelbaren Schülern der bedeutendste ist Plato, Haupt der Schule, welche von einem dem alten Heros Akademus geweiheten Haine, in welchem er lehrte, die akademische genannt wird und von den Lehren der Vorgänger als Vorstufen ausgehend mit Selbständigkeit die philosophischen Probleme auf eine Weise zu lösen unternahm, welche seit der Zeit in der attischen Welt maßgebend blieb. Aus derselben ist die Lehre von der menschlichen Seele besonders bemerkenswerth, welche von Gott als ein Theil von sich unsterblich geschaffen und nicht an den Leib gebunden das Anschauen von Urbildern genießt und sich nach ihnen zurücksehnt, jenen ewigen und unwandelbaren Begriffen oder Ideen, nach welchen die vergänglichen Dinge der Erscheinungswelt gestaltet, welche aber selbst, da die sinnliche Wahrnehmung als ein immer Entstehendes und Vergehendes ein Nichtseiendes sei, das allein Wahre und wirklich Seiende sind. Die Ideen, sagt Reinhold, sind die Vorbilder, zu denen die Gegenstände der Sinnenwelt als Nachbilder oder Nachahmungen sich verhalten, diese unselbständigen Gegenstände, welche lediglich vermöge ihrer Theilnahme an dem idealen Sein ihre wandelbare Existenz und Beschaffenheit besitzen. Plato starb in hohem Alter 348, seine Nachfolger haben seine Lehrbegriffe nicht in bedeutender Weise fortgebildet, von seinen Zuhörern hat nur Aristoteles ein eignes System geschaffen, in der Akademie folgte ihm als Vorstand Speusippus, der mit einigen Abweichungen im Einzelnen, namentlich in Bezug auf praktische Ausführbarkeit des sittlichen Ideals, der Akademie auch dann treu blieb als er körperlich schwach geworden in einem kleinen Wagen sich in den gewohnten lieben Hain fahren ließ, dann Xenokrates aus Kalchedon in Bithynien an der Propontis. An diesem vermißte Plato Schwung des Geistes und Wesensanmuth, er ermahnte ihn den Grazien zu opfern und äußerte, wie Aristoteles des Zügels so bedürfe Xenokrates der Sporen, eine Aeußerung, die man auch anderwärts angewendet findet. Bei ihm und seinem Nachfolger ist die Platonische Ideenlehre fast mehr eine Pythagoreische Zahlentheorie geworden, die Seele eine sich selbst bewegende Zahl, daher seine Philosophie zumal bei der Unvollständigkeit der Quellen etwas dunkel, doch neben der des Plato und Aristoteles mit Auszeichnung genannt wegen des sittlichen Charakters, durch welchen sie eben so glänzte wie das Leben des Meisters. Er war so

genügsam, daß er als athenienſiſcher Geſandter von dem König Philippus von Macedonien kein Geſchenk annahm und auch Alexander dem Großen ein reiches Geſchenk bis auf drei Minen zurückſendete, er genoß ſolches Vertrauen, daß man, als er bei einer Zeugenausſage ſchon an den Altar trat zu ſchwören, ihm allein den Schwur erließ.

Als Xenokrates einſt am Vormittag in einer Halle lehrete, entſtand am Eingange ein großes Geräuſch. Ein reicher athenienſiſcher Jüngling aus edlem Geſchlechte, Polemo, bekannt wegen ſeines ausſchweifenden Lebenswandels, kam in luſtigem Schwarme mit Sang und Klang in Saus und Braus von einem nächtlichen Gelage mit Kränzen geziert, von Salben duftend vor der Halle vorbei und ließ von dem Uebermuthe der Weinlaune verführt ſich beigehen den ehrwürdigen Lehrer zu verhöhnen. Er tritt ein mit ſeinen Begleitern ein lauter Störer zu allgemeinem Unwillen, der Greis bleibt ruhig und beginnt von der Tugend der Mäßigkeit zu ſprechen und das Laſter der Unmäßigkeit zu verdammen. Da wird Polemo auf einmal nüchtern und immer nüchterner, er nimmt den bunten Kranz aus dem Haare, thut das ſeiner beſſeren Natur Unwürdige von ſich ab und wird ein eifriger Schüler und der würdige Nachfolger des Xenokrates. Ein römiſcher Schriftſteller ſagt: Polemo hatte in der Ausſchweifung nur wie ein Reiſender einen vorübergehenden Aufenthalt, nicht ſeine bleibende Wohnung, und von der zurechtweiſenden Wirkung der Weisheit auf das Gemüth des Irregegangenen: Durch einer

Rede heilſame Arznei geheilt ward er aus einem abſcheulichen Schlemmer der größte Philoſoph.

Er war wenigſtens ein zumal nach ſeinen Vorgängen um ſo ehrenwertherer Philoſoph. In ſeinem dreißigſten Jahre fing er an Waſſer zu trinken und war enthaltſam zum Uebermaß bis ans Ende, in Ernſt und Strenge ein zweiter Xenokrates, fein zwar und edel und hochgeehrt im Staate, aber unerſchütterlich ernſt, im Theater ungerührt und unverwandt, ſelbſt bei perſönlichen Gefahren und im Aufruhr unverändert in Miene, Haltung und Stimme. Die Athenienſer liebten, wie Eparchides bei Athenäus ſagt, den herben Wein nicht, der die Augenbrauen und den Leib zuſammenzieht, ſondern milden nektarähnlichen; es galten die bekannten Dichterworte:

Finſterer Ernſt und trauriges Entſagen
war aus eurem heitern Dienſt verbannt,
glücklich ſollten alle Herzen ſchlagen,
denn euch war das Glückliche verwandt;

und der berühmte Mahler Apelles verlangte in Kunſtſchöpfungen vor Allem Anmuth und Grazie; als aber die Anſicht aufkam, daß in Kunſtwerken wie im Charakter eine gewiſſe Härte ſich darſtellen müſſe, war Polemo der Meinung, daß nicht in wiſſenſchaftlichen oder künſtleriſchen Formen und Gedanken, ſondern in dem Leben, in der That Ernſt und Strenge geübt werden müſſe. So wich er von den Theorien und Speculationen ſeiner Schule ein wenig ab, ſtellte praktiſche Tugend und Naturgemäßheit als das Höchſte im Lehren und Leben auf und beſchränkte ſich durch

eigenthümliche Erfahrungen belehrt auf eine volksthümliche Sittenlehre, und so lehrte und lebte Polemo bis in sein hohes Alter, mit seinem Freunde und Nachfolger Krates wie im Leben so nachmals im Grabe vereinigt.

3. Seneca.

Auch bei einem flüchtigen Ueberblicke über die Geschichte der alten Philosophie dürfen zwei Systeme nicht übergangen werden, die in mehr als einer Hinsicht sich gegenüber stehen. Der Epikureismus gilt als heitre Lebensphilosophie: ihm ist die Individualität als solche, demnach das Wohlbefinden derselben, ihre That- und Schmerzenslosigkeit das Höchste; der Stoicismus findet in der Unterordnung des Individuums unter das allgemeine Weltgesetz und in dem Bewußtsein der Weisheit und des tugendhaften Handelns das Ziel des Strebens und die höchste Befriedigung. Der Einfluß der Akademiker, Epikureer und Skeptiker führte wohl allmählich eine Wandelung und selbst eine gewisse Zersetzung des Stoicismus herbei und drängte ihn auf das Gebiet des praktischen Lebens; aber lange erhielten sich seine ursprünglichen und wesentlichen Lehren durch die letzten Jahrhunderte vor und die ersten nach Christus hindurch. Als es keinen Plato und Aristoteles mehr gab, zog sich nach dem Untergange der Selbständigkeit der griechischen Staaten der denkende Geist aus der unbefriedigenden Außenwelt in sich zurück und suchte in der Erforschung der Wahrheit und in eigenthümlicher Lebensgestaltung seine Befriedigung, und wie der

Stoicismus von dem Geiste der Zeit erzeugt und bedingt war, so übte sein Charakter wiederum großen Einfluß auf die Söhne zumal der späteren Zeit.

Ein mit Purpur handelnder Kaufmann von der Insel Cypern fuhr einst nach Athen, litt an dem dortigen Hafen Piräus Schiffbruch und verlor sein ganzes Vermögen. Das bewog ihn in Athen zu bleiben und seinen Jugendneigungen folgend sich in den Unterricht der Philosophen zu begeben, sorgsam als Zuhörer sokratischer Meister zu lernen und in alten Schriften zu forschen. Es war Zeno. Er betrachtete jenen Schiffbruch als seine glücklichste Fahrt und begann in höherem Mannesalter in der Stoa, einer Gemählehalle, zu lehren, der gefeierte Stifter der von der Halle benannten Philosophie. Er war häßlich: eine hagere Gestalt, ein auf die Seite geneigter Kopf, eine faltige Stirn, dunkle Hautfarbe, plumpe Beine entstellten ihn. Aber er war abgehärtet, niemals krank, einfach und mäßig in Wohnung, Kleidung, Nahrung, durchaus ehrenwerth, strenge Moral lehrend und lebend und wegen dieser Uebereinstimmung seiner Lebensweise mit seiner streng-sittlichen Lehre hochgeachtet. In hohem Alter — die Angaben schwanken zwischen 72 und 98 Jahren — strauchelte er und brach einen Finger. Da klopfte er mit der Hand auf die Erde, sprach die Worte aus der Niobe des Aeschylus: Ich komme, warum rufst du mich? und machte, was nach seiner Philosophie erlaubt und unter Umständen selbst pflichtmäßig war, seinem Leben freiwillig ein Ende. Es war im Jahre 260 v. Chr. Sein Streben war ein auf dem Grunde richtiger

Einsicht ruhendes sittliches Leben, freilich in solcher Einfachheit und Genügsamkeit, daß die Komiker die Lehre als eine Philosophie für Hungerleider verspotteten. Aus dem Vorgange der Akademie entnahm Zeno die Dreitheilung in Dialektik, Physik und Ethik. Ich will daraus nur einige Sätze hervorheben: Gott ist die Weltvernunft, Zeus unentstanden und unvergänglich, die übrigen Götter geworden und vergänglich. Die menschliche Seele ist ein Theil der Weltseele, Hauch oder Feuer wie diese, körperlich zwar und vergänglich, aber den Körper überdauernd bis zu dem Momente der Weltverbrennung als der Zeit der Rückkehr zu dem göttlichen Urfeuer und der neuen Weltbildung. Das Höchste im Leben ist Uebereinstimmung mit der Natur, das einzige Gut und die Glückseligkeit des Menschen. Die Tugend ist Wissen und Handeln zugleich, lehrbar und die wahrhaft nützliche Kunst. Alle Tugenden und Laster sind gleich. Der Weise ist tugendhaft, glücklich, über jedes äußere Geschick, über Gesetz und Sitte erhaben, ja er ist göttlich und selig wie Zeus.

Im Jahre 156 v. Chr. kamen als Abgesandte Athens drei Philosophen nach Rom, der Akademiker Karneades, der Stoiker Diogenes der Babylonier genannt und der Peripatetiker Kritolaus. Sie waren zur Abwehr der für die Zerstörung der böotischen Stadt Oropus den Athenienfern auferlegten Buße von 500 Talenten gesendet und wendeten die ihnen von der politischen Sendung freigelassene Zeit zu öffentlichen Vorträgen an und brachten, besonders der erste durch glänzende Rede, der zweite durch große

Nüchternheit, eine solche Wirkung auf die römische Jugend hervor, daß die Altrömer um die Erhaltung nationaler Eigenart besorgt die Erledigung der Geschäfte beschleunigten und baldigste Entfernung der Philosophen bewirkten. Die Römer sind keine speculativen Philosophen. Wenn aber Zeno und seine Nachfolger, unter ihnen besonders Chrysippus, der zweite Stifter der Stoa, die Speculation in die praktischen Tendenzen des Lebens hinüberführten, so war es begreiflich, daß gerade der Stoicismus in dem Leben der Römer großen Anklang fand. Die edelsten Römer waren Stoiker, griechische Philosophen wie Panätius und Posidonius trugen durch Milderung schroffer Ansichten zur Popularisirung des Stoicismus bei, und selbst bei dem Vermittler der griechischen Philosophie, Cicero, war, und nicht am wenigsten in der Moral, die Stoa in die Akademie übergegangen, durch ihn ist der gemilderte Stoicismus in verständlicher, genießbarer und anziehender Form in Rom heimisch geworden, weniger ein System war es bei ihm als die Philosophie des gesunden Menschenverstandes und des gebildeten Bewußtseins, daher Kennzeichen der Bildung und Modesache, deren Caricatur auch nicht fehlte, dargestellt in hochdonnernden schönbärtigen Männern, cynischen und stoischen Parasiten, die durch ihre Tugendpredigten oder Capucinaden bei Gastmälern zu kläglichen Possenreißern herabsanken. Hegel sagt: In der römischen Welt ist die stoische Philosophie besonders zu Hause gewesen. In der Zeit der untergehenden staatlichen Freiheit sagte sie mit ihrer Ausschließung unfruchtbarer

Speculation, mit ihrer sittlichen Strenge und practischen Lebensrichtung den edleren Naturen zu. Unter Augustus gehörte sie zu den verbreitetsten philosophischen Schulen, unter seinen despotischen Nachfolgern diente sie bei überhandnehmendem Sclavensinn und Sittenverfall zur tröstlichen Zufluchtsstätte für politische Oppositionsmänner und sittlich edlere Naturen und zur Stärkung des Mannesmuthes der grausamen Willkür der Gewalthaber gegenüber, die stumme Zurückgezogenheit und verzweifelnde Resignation ward politisch anrüchig, nicht wenig Stoiker fielen als Opfer ihres verdächtigen Ernstes. Später im Jahre 160 bestieg der Stoicismus in Marc Aurel den römischen Kaiserthron und durch solche Gunst getragen herrschte er eine Zeit lang im ganzen Reiche, bis er als systematische Lehre im dritten Jahrhundert aus der Geschichte verschwand. Doch es ist meiner Aufgabe und Ankündigung gemäß einer besonderen Persönlichkeit aus dem ersten Jahrhunderte Erwähnung zu thun.

Lucius Annäus Seneca, zu Corduba in Spanien geboren, war früh nach Rom gekommen und begann dort und setzte seine Beamtenlaufbahn fort, bis er unter Claudius in Folge eines Prozesses auf Anstiften der Messalina zugleich mit seiner Gönnerin Julia, der Nichte des Kaisers, auf die Insel Corsika verbannt wurde und dort acht Jahre blieb. Nach seiner Rückkehr bekleidete er die höchsten Staatsämter und ward von der Kaiserin Agrippina zum Erzieher des Nero erwählt. Aber obwohl in Gemeinschaft mit Burrus bemüht die geistige Begabung desselben in rechte

Bahnen zu lenken ward er doch angeklagt in ungebührlicher Weise nach Volksgunst, ja selbst nach der Herrschaft zu trachten und für einen Privatmann zu großen Reichthum zu erstreben, Anklagen, gegen welche er sich seinem kaiserlichen Zöglinge gegenüber rechtfertigte, indem er als Grund der Anklage den Neid nachwies, der ihn niederdrücke, über den aber der Kaiser erhaben sei, und ihm zugleich sein ganzes Vermögen überließ; worauf dieser, durch Gewohnheit geübt, wie Tacitus sagt, seinen Haß unter trügerischen Liebkosungen zu verhüllen, die gleißnerische Antwort gab, es sei dem weisen Manne nicht geziemend durch das, was dem Freunde üble Nachrede bereite, sich Ruhm zu erwerben. Seneca zieht sich zurück, Krankheit oder philosophische Studien vorschützend. Dann aber in die Verschwörung des Piso ohne nachweisbaren Grund hineingezogen ward er von dem Kaiser zum Tode verurtheilt und ließ sich, da er sich die Todesart wählen konnte, die Adern öffnen, eben so freiwillig seine Gattin Paulina. Man drängte ihn dabei so zur Eile, daß er seinen trauernden Freunden kein Vermächtniß hinterlassen konnte als das Bild seines Lebens. Er nahm Abschied von seiner Gattin, welcher er die Ehre einer schönen That gönnte, bat sie aber in das Nebenzimmer zu gehen, wo sie dann auf Befehl des Kaisers verbunden und dem Leben erhalten wurde. Seneca nahm, da das Blut des Abgezehrten spärlich floß, Gift und da auch dieses in dem schon kalt gewordenen Körper nicht wirken wollte, erstickte er sich in einem heißen Bade und starb — es war im Jahre 65 — mit dem Gleichmuthe,

den er als Stoiker im Leben und in seinen Schriften gelehrt hatte. Paulina lebte, wie Tacitus erzählt, noch wenige Jahre in löblicher Erinnerung an den Gatten, so leichenblaß, daß man sah, es sei ihr viel Lebenskraft entzogen worden.

Seneca war ein eklektischer Stoiker, er eignet sich in seiner Lehre Selbständigkeit zu und sagt, er habe sich an Niemanden verkauft und trage Niemandes Namen, in vielen Dingen vertraue er dem Urtheile großer Männer, wie des Plato und Epikur, in einigen seinem eigenen. Die Philosophie liegt ihm nicht in Worten, sondern in Thaten, Weisheit in dem naturgemäßen Leben, so ganz ist der von Speculation entfernte Römer auf das Leben und den Nutzen bedacht, seine Moral, die ohne ein System zu bilden Grundsätze echter Lebensphilosophie, belehrende Betrachtungen in populärer Form enthält, stellt sich tugendstolz in rhetorisch schwunghafter Weise, aber rein und unverdächtig dar. Der stoische Pantheismus lebt auch in ihm, die Welt als Gott, aber nicht ewig, die menschliche Seele ein Theil des göttlichen Geistes, der Tod Unterbrechung, nicht Zerstörung des Lebens, da ein Tag kommen werde den Menschen an das Licht zurückzuführen. Von seinen Schriften nenne ich nur einige: Ueber die gute Anwendung der kurzen Lebenszeit, Vom seligen Leben, eine gereifte Schrift zur Selbstvertheidigung, Naturwissenschaftliche Untersuchungen, aus älteren Stoikern zusammengestellte, im Mittelalter vielgebrauchte Physik, endlich 124 Briefe an Lucilius, ein fast vollständiges

Moralcompendium. Die Darstellungsform ist ansprechend, zum Theil glänzend, aber pikant im rhetorischen Geschmack der Zeit, in Gegensätzen sich gefallend, nicht frei von effekthaschendem Streben nach Gedankenerhabenheit, doch dem Verständnisse des größeren Publikums zugänglich, darum viel gepriesen und von großem Einflusse. Der Philosoph selbst hat schon im Alterthume Angriffe auf seinen Charakter erfahren, man hat ihm Eitelkeit, Unmännlichkeit, Liebe zum Reichthum vorgeworfen. An Enthaltsamkeit und Mäßigkeit stand er den großen Meistern nicht nach; Tacitus sagt, er habe mit der einfachsten Kost, frischem Obst und Quellwasser das Leben gefristet. Mag aber auch ein gewisser den Stoikern eigenthümlicher Tugendstolz nicht abgeleugnet werden, es lag auch diese Eitelkeit in den Verhältnissen, und wie die Veranlassung zu seiner endlichen Verurtheilung auf unerwiesenen oder wesenlosen Behauptungen beruht, so stehen die dem edlen Weisen angedichteten Fehler wie mit seinem Leben so mit dem Inhalte und der Richtung seiner Schriften in Widerspruch.

Es ist mit Recht behauptet worden, daß die reine und milde Sittlichkeit und die immer stärker hervortretende religiöse Färbung des Stoicismus bei Seneca, Epiktet und Marc Aurel einen gewissen Uebergang zu der Annahme des Christenthums gebildet haben. Verwandtschaft ist vielfach bemerkt, wohl auch überschätzt, aber mit Recht in der sittlich religiösen Weltanschauung erkannt worden. Die christlichen Anklänge haben die Schriften des Seneca länger in Ehren erhalten, die Kirchenväter des dritten und vierten

Jahrhunderts erkennen ihn an, Tertullian nennt ihn unsern Seneca und Lactantius sagt, daß derselbe in vieler Hinsicht von Gott dasselbe lehre wie die Christen. Es ist bemerkenswerth, daß sich unter den Schriften des Philosophen acht Briefe an den Apostel Paulus und sechs von diesem an Seneca finden, zwar in der ältesten Handschrift enthalten und schon in Hieronymus Zeit zu Ende des vierten Jahrhunderts viel gelesen, aber ungeachtet der Aehnlichkeit mancher Aussprüche jedenfalls unecht und beider Verfasser unwürdig. Gleichwohl führt dieser Umstand zu der Frage, ob Paulus und Seneca sich wohl berührt haben können. Abgesehen davon daß, wie wir in der Apostelgeschichte lesen, mit dem Apostel, als er nach Athen kam, besonders auch Stoiker zankten und als er ihnen den unbekannten Gott verkündigt hatte, einige seiner Zuhörer sagten, sie wollten ihn weiter davon hören, andere aber gläubig wurden, darf man sagen, daß der Annahme der Berührung beider Männer wenig im Wege steht. Seneca konnte von Paulus schon gehört haben, da sein Bruder Gallio als Statthalter von Achaja zu Korinth sich des Apostels den Juden gegenüber freundlich angenommen hatte; und als Paulus nach Rom kam, stand er unter der Obhut des Befehlshabers der Leibwache, Burrus, eines Freundes des Seneca und Miterziehers des Nero. Die Apostelgeschichte schließt mit den Worten: Paulus blieb zwei Jahre in seinem eignen Gedinge (d. i. in einem eigens gemietheten Hause) und nahm auf Alle, die zu ihm einkamen, predigte das Reich Gottes und lehrte von dem

Herrn Jesu mit aller Freudigkeit unverboten. An die Philipper schreibt er von Rom aus: Es grüßen euch alle Heiligen, sonderlich aber die von des Kaisers Hause. Das alles erweiset die persönliche Bekanntschaft des Paulus und Seneca noch nicht, aber es läßt dieselbe um so weniger als unwahrscheinlich erscheinen, da die Sprache des Seneca, was ich zum Schluß erwähne, nicht wenig Formen und Ausdrücke hat, die von dem alten Gebrauche abweichend auf den Einfluß der Berührung mit Christen gedeutet werden dürfen. Er sagt: Laßt uns untersuchen, was uns in den Besitz der ewigen Glückseligkeit versetze; er gebraucht das Wort Fleisch zuerst unter den Klassikern im Gegensatz gegen die freie Menschenseele, z. B. der Geist hat einen schweren Streit mit dem Fleische; er sagt: Ein heiliger Geist wohnt in uns, ein Beobachter und Hüter dessen, was in uns gut und böse ist, doch gleich drauf mit dem Hinzufügen: Kein guter Mensch ist ohne Gott. Ja selbst der Teufel fehlt nicht, aber er steht an sehr verdächtiger Stelle.

V. Drei Feldherrn des Alterthums.

1. Agesilaus. 2. Epaminondas.

Drei Feldherrn des Alterthums will ich Ihnen vorführen, zwei griechische und einen römischen. Erwarten Sie aber nicht heroische Gestalten aus Athen zu erblicken. Es gibt deren in Krieg und Frieden eine nicht geringe Zahl, aber es ist der Mühe werth auch andere griechische Staaten, welche abwechselnd oder eine Zeit lang die Führerschaft von Hellas behaupteten, näher anzuschauen, und in der Zeit, von der ich reden möchte, in welcher nach dem brudermörderischen Kriege, den man den peloponnesischen nennt, Athen auf lange Zeit unterlag, hatte dieser Staat für entscheidende Momente wenig hervorragende Führer, an deren Persönlichkeit die Geschicke ihres Landes sich anknüpfen ließen. Alter Nebenbuhler, früher Kampfgenoß, dann Gegner und nun siegreicher Herrscher war Lacedämon oder Sparta, später erhebt sich zu nicht geahnter Macht für einige Zeit das dem attischen Lande benachbarte Böotien mit dem Hauptstaate Theben.

In der Peloponnes waren die Lacedämonier frühzeitig im Besitz des von Bergen umgebenen Eurotasthales, im Norden desselben gründeten zu Anfange des zwölften Jahrhunderts v. Chr. eingewanderte Dorier den spartanischen Staat. Sparta war und blieb eine offene Stadt ohne

Burg und Paläste, ihr Bollwerk den Feinden gegenüber war die Brust tapferer Bürger. Im neunten Jahrhunderte gab der Gesetzgeber Lykurgus dem Staate feste Gestaltung, wesentlich Erziehung und Ertüchtigung eines kräftigen Geschlechts in so einschränkender Weise, daß verweichlichte Spötter Sparta wie ein Gefängniß ansahen, aus dem nur der Krieg oder der Tod befreie. Es hat dem Staate nicht an Helden gefehlt. Ich nenne den stolzen kühnen König Kleomenes, den Löwen der Thermopylen Leonidas, den Achilles des peloponnesischen Krieges Brasidas, den Sieger am Ziegenflusse Lysander. Von Künsten und Wissenschaften ist weniger zu sagen. Es kamen wohl Künstler nach Sparta und ließen sich mit Anerkennung sehen und hören und der lyrische Sänger Alkman rühmt sich in Sparta die Musen kennen gelernt zu haben. Aber die Auszeichnung der Spartaner lag auf einem anderen Gebiete. An der Spitze des Staates standen zwei Könige aus heraklidischem Geschlechte, neben ihnen fünf Ephoren mit so großem Ansehn in Gericht und Verwaltung, daß dem König Theopompus, der sie einsetzte, seine Gattin unkönigliches Verhalten vorwarf, daß er sich schämen müsse das Königsamt minder mächtig zu überliefern als er's empfangen.

Der echte Typus spartanischer Art ist der König Agesilaus. Er schien nicht für den Thron bestimmt zu sein. Er war wohl der Sohn des Königs Archidamus, aber aus zweiter Ehe mit Eupolia, die so unansehnlich war, daß die Ephoren dem Könige wegen der Vermählung mit ihr eine

Geldbuße auflegten, und als der König Agis, der ältere Sohn, im Jahre 397 starb und Agesilaus die legitime Geburt von dem Sohne desselben Leotychides bestritt, stand ihm wieder der Umstand entgegen, daß er lahm war und die Orakeldeuter verkündigten, Apollo warne vor einem lahmen Königthume. Aber seine Partei, an deren Spitze der Kriegsheld Lysander, machte geltend, ein lahmes Königthum sei es wenn ein Unberechtigter den Thron besteige. So ist Agesilaus König von Sparta im 45. Lebensjahre, der achtzehnte in der Reihe, und bleibt es gegen vierzig Jahre, nach dem Urtheil eines französischen Gelehrten der erhabenste Repräsentant des lacedämonischen Geistes, wenn auch tief unter den heutigen Anforderungen an einen Helden stehend.

Agesilaus war klein von Gestalt und lahm, aber durch Uebung und Kriegsdienst gekräftigt, einfach und mäßig, seinen Kindern ein zärtlicher Vater, heiter und witzig, gehorsam den Gesetzen und ihren Organen, treu der Verfassung, aber auch leidenschaftlich und von Ehr- und Selbstgefühl erfüllt. Die Vaterlandsliebe, Hauptzug in seinem Wesen, hielt er beharrlich selbst zum Nachtheil des Vaterlandes fest. Schon im Frühling des nächsten Jahres nach seiner Thronbesteigung zog er nach Asien gegen das Perserreich und würde, wenn die Umstände sich günstiger gefügt hätten, ausgeführt haben was nun dem Macedonier Alexander vorbehalten blieb. Mit 2000 Neubürgern, 6000 Mann Bundestruppen und 30 Spartiaten, dem Kern der Nation, zog er aus gegen den Großkönig, zunächst gegen seinen Ober-

satrapen Tissaphernes im südwestlichen Theile von Vorderasien, der die ionischen Städte bedrängte, welche dem Cyrus auf seinen Zügen gegen Artaxerxes angehangen hatten. Er schlug den Feind am Paktolus bei Sardes, drang siegreich bis Paphlagonien vor und rüstete sich in Verbindung mit dem Satrapen Pharnabazus zum Zuge ins Hochland: da ward er, als Tissaphernes seine Niederlage mit seinem Kopfe gebüßt und sein Nachfolger Tithraustes mit persischem Golde den korinthischen Krieg angestiftet hatte, mitten in seiner Siegeslaufbahn von der Staatsgewalt in der Heimath zurückberufen. Mit schwerem Herzen, aber den Gesetzen treu trat er den Rückzug durch Thracien, Macedonien, Thessalien nach Böotien an, wo er bei Koronea 394 die Feinde des Vaterlandes, die Korinthier, Argiver, Böoter, Athenienser, schlug.

Was er aber so herrlich begonnen hatte und als Führer des in Griechenland herrschenden Staates hoffen ließ, nicht ohne schmerzliches Bedauern sagen wir es, das ward, als die Geltung der spartanischen Herrschaft gefährdet schien und es zunächst darauf ankam eine um Theben und Korinth geschaarte antilakonische Coalition zu sprengen, verscherzt und im Abfall von überkommenen Verpflichtungen den Asiaten gegenüber und mit Verleugnung echt griechisches Geistes 387 durch den unehrenhaften Bundesvertrag aufgegeben und neu geordnet, der den Namen des Friedens des spartanischen Vermittlers Antalcidas trägt: alle griechische Städte in Asien sollten dem Perserkönige gehören, also auch die, denen Agesilaus bei seinem Abzuge aus

Asien stolze Versprechungen gegeben hatte, alle Städte Griechenlands selbständig und frei sein mit Ausnahme einiger zu Athen gehörigen Inseln. Sparta hatte die die griechische Ehre den Barbaren preisgebenden Bedingungen vorgeschlagen, die klägliche staatliche Zerrissenheit Griechenlands machte ihre Erfüllung selbst einem Artaxerxes II. gegenüber möglich. Die Herstellung der Seemacht Athens ward verhindert, Sparta suchte die in Asien verlorene Machtstellung in dem Heimathlande um so sicherer zu gewinnen, die asiatischen Pläne zerrannen. Antalcidas erlebte und erntete die Früchte seiner Schlauheit: nach dem Unglück von Leuktra mit der Bitte um Hilfe von dem Großkönig höhnisch abgewiesen starb er freiwillig den Hungertod. In dem Wesen des Agesilaus schien ein Wendepunkt eingetreten zu sein. Der Stolz und bewunderte Liebling des Volkes, der in Griechenland anerkannte Kriegesheld, der auf die Frage, ob Tapferkeit oder Gerechtigkeit höher zu achten sei, geantwortet hatte, Tapferkeit ohne Gerechtigkeit sei werthlos, wenn aber Alle gerecht wären, so würde man der Tapferkeit nicht bedürfen, war nur noch Spartiat, ohne Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande, von Ehrgeiz zu Gewaltthaten geführt. Bestehende Verbindungen und Verpflichtungen wurden mißgeachtet und aufgelöset, spartanischer Egoismus war an die Stelle panhellenistischer Gefühle getreten. Wie vorher Korinth und Akarnanien wurden Olynthus, Phlius, Mantinea und andere Staaten vergewaltigt, und als der Spartaner Phöbidas auf seinem Durchzuge durch das befreundete Böotien die Burg Thebens

Kadmea widerrechtlich besetzte und die Verfassung der Stadt änderte, vertheidigte Agesilaus die schimpfliche Gewaltthat, weil sie dem Staate Nutzen bringe. Den Lohn dafür erntete Sparta in dem Hasse und der Verachtung der griechischen Staaten, bald in dem Sturze seiner Obmacht. Der Hauptfeind war das wieder frei gewordene Theben, das durch seine Zähigkeit dem Uebermuthe Sparta's und selbst dem Feldherrntalente des Agesilaus Widerstand leistete und Abbruch that.

Im Sommer des Jahres 371 trat in Sparta ein Friedenscongreß zusammen, in welchem alle griechische Staaten und auch Persien vertreten waren. Agesilaus als Vorsitzender behauptete sein Ansehen und erfreute sich der Anerkennung der meisten Abgeordneten. Er machte einige Zugeständnisse, als aber der Vertrag beschworen wurde, wollte der Böotarch Epaminondas, um Theben die Herrschaft über Böotien zu sichern, im Namen aller Böoter seinen Eid leisten. Darüber entstand ein heißer Streit. Der Thebaner, bisher kaum genannt, wenig bekannt, trat unter großem Beifall dem Spartanerkönig in stolzer Haltung mit freimüthiger Forderung von Rechtsgleichheit entgegen. Dieser ertrug es nicht die seit langer Zeit anerkannte Herrschaft seines Staates im eignen Hause in Frage gestellt zu sehen, und als auf seine Frage, ob Theben die Unabhängigkeit der böotischen Städte anerkennen wolle, die Antwort erfolgte, daß das geschehen würde, wenn Sparta seinen lakonischen Umwohnern, also auch den Messeniern dieselben Zugeständnisse machen wollte, sprang der leiden-

schaftliche Greis zornig auf und sprach: Sag es deutlich, ob Böotien autonom sein oder nicht? worauf Epaminondas seine Erklärung kalt und ruhig wiederholte. Da strich Agesilaus den Namen der Thebaner auf der Friedensurkunde aus, der Congreß ging in tumultuarischer Weise aus einander.

Es war der Anfang vom Ende. Zwanzig Tage nachher geschah der Zusammenstoß zwischen Sparta und Theben bei Leuktra in Böotien. Der thebanische Oberbefehlshaber überwindet den Zweifel und die Zaghaftigkeit der Seinigen, er benutzt zwar die gemeldeten Anzeichen, wie daß aus dem Heraklestempel, weil der Gott selbst in den Kampf ausgezogen, die Waffen verschwunden seien und daß das Bild der Athene seinen Stand geändert und die Göttin die Hand an den erhobenen Schild gelegt habe, deutet aber auf den Homerischen Spruch: Ein Wahrzeichen nur gilt das Vaterland zu beschützen, weiset auch auf das in der Ebene von Leuktra errichtete Grabmal der von Spartanern gemißhandelten thebanischen Jungfrauen Hippo und Miletia hin und ruft in Siegeszuversicht aus: Höre, Enyo, Tochter des Kriegs, höre den Hymnus der Lanzen. Mit geringerer Macht, mit 6000 gegen 10000 Hopliten und 1000 Reiter, dringt Epaminondas in schrägem Hoplitenkeil in die feindliche Phalanx und erficht den glänzendsten Sieg. Sein Freund Pelopidas kämpft ehrenvoll an der Spitze der heiligen Schaar. Es war eine Niederlage, wie Sparta nie zuvor erlitten hatte, es war eine schwere Vergeltung für lange ausgeübten Frevel. Der König Kleombrotus fiel, um ihn her lag die Blüthe der Mannschaft auf dem Schlachtfelde. Sparta hatte seine Hegemonie und sein verhaßtes Machtsystem unwiederbringlich verloren und sah seine eigne Existenz bedroht. Aber wie groß das Unglück war, größer war die Gesinnung der Spartaner. Als die Unglücksbotschaft nach Sparta kam, wurden eben Festspiele mit Chortänzen und Wettkämpfen zu Ehren des Apollo gefeiert und nun doch auf Anordnung der Behörden zu Ende geführt. Die Verwandten der Gefallenen beglückwünschten sich in stolzer Freude öffentlich, die Angehörigen der Geretteten saßen trauernd zu Hause. Welch ein Geschlecht! Das Geschick der Feiglinge in Sparta pflegte schrecklich zu sein: sie waren von Aemtern und Ehren ausgeschlossen und der allgemeinen Verachtung preisgegeben, ihre Töchter blieben ledig, sie selbst gingen in buntgeflickten Mänteln und mit auf einer Seite geschorenem Barte umher. Jetzt waren aber der Tresanten, so nannte man sie, so viele, daß man einmal die Gesetze schlafen ließ.

Hier sei eine Haltestelle. Sehen wir nach Böotien hin und auf seinen großen Sohn. Cicero sagt, in Attika sei die Luft klar und hell, daher die Bewohner feinsinnig, in Böotien dicke Luft und Leute stark an Körper, schwach an Geist. Mißgunst und Eifersucht der attischen Nachbarn drückten Böotien herab. Und doch stand in dem Lande Helikon der Berg der Musen, die den askräischen Sänger Hesiodus zu ihrem Priester weiheten. Heimisch waren die Dioskuren Zethus und Amphion, uralte Bauherren, Meister in mechanischer Kraft und Harmonie. Eingewandert

zwar aber heimisch geworden ist der erfindungsreiche Drachentöder Kadmus, der Erfinder des Metalls zu kriegerischer Rüstung, der künstlichen Bewässerung und der Buchstabenschrift, Baumeister und Burgbegründer, und wie ostgriechische Bildung kräftige Wurzeln in Theben faßte, führten hochbegabte Fürstengeschlechter das Gewonnene in die südlichen Nachbarländer hinüber. Die Tonkunst ward vor allem geliebt und geübt. Es blühen dort Korinna und der dircäische Schwan Pindarus. Pythagoreische Weisheit war nicht des Epaminondas alleiniger Besitz, auch Sokrates hatte Schüler in Theben, wir kennen Simmias und Cebes. Es sagt zwar der Geschichtsschreiber Ephorus, die Böoter haben die natürlichen Vortheile ihres Landes zu dauernder Behauptung ihrer Herrschaft nicht benutzen können, weil sie im Vertrauen auf kriegerische Tüchtigkeit ihren Geist zu bearbeiten und auszuschmücken verabsäumt hätten. Wie viel setzt aber, wendet Friedrich Jacobs ein, die Bildung eines Mannes wie Epaminondas voraus und seines Freundes Pelopidas und Anderer! und wie wäre ohne eine Bildung und Erziehung, durch welche sich die Blüthe schöner Sittlichkeit entwickeln konnte, jene heilige Schaar von Jünglingen denkbar, die, wie Plutarchus sagt, Hellas belehrte, daß nicht der Eurotas allein tapfere Bürger erzeuge, sondern daß Alle dem Feinde furchtbar seien, bei denen die Jugend gewöhnt wird sich des Schändlichen zu schämen, nach dem Rühmlichen zu trachten und den Tadel mehr als die Gefahr zu scheuen.

Epaminondas, den gewichtige Stimmen des Alterthums

den größten Mann Griechenlands genannt haben, steht um so bewundernswerther vor uns, da er in einem Staate, welcher wesentlich durch ihn zu Macht und Bedeutung gelangte, und unter Verhältnissen auftrat, die weil der Vorarbeiten entbehrend nichts weniger als günstig genannt werden dürfen. Um das Jahr 417 in Theben geboren wuchs er in einfachen Verhältnissen auf, übte in nationaler Weise Musik, besonders Flötenspiel, und Gymnastik und hatte den vor süditalischen Unruhen aus Tarent entflohenen und im elterlichen Hause aufgenommenen Pythagoreer Lysis zum Lehrer. Um arm bleiben zu können, blieb er ehelos. Er war mäßig: bei Festgelagen sah man ihn ernst und sinnend, und wenn im Felde die Soldaten zechten und schliefen, beging er die Wachen, indem er sagte, damit sie trinken und schlafen könnten, müsse er nüchtern und wach sein. Er war uneigennützig: dem Tyrann von Pherä in Thessalien Jason, der ihm 2000 Goldstücke schickte, antwortete er: Ich habe dir keinen Anlaß gegeben mich zu beleidigen, und als ihm der Perserkönig 30000 Dareiken bot, ließ er zurücksagen, Thebens Vortheil allein sei ihm die unentgeltliche Bedingung königlicher Freundschaft. Mit solchen Eigenschaften verband er unerschütterliches Festhalten an Gesetz und Recht, Verachtung von Ueberfluß und Sinnenreiz, Strenge gegen sich bis zur Selbstqual, Milde gegen Freund und Feind. Die Grundzüge der pythagoreischen Philosophie, Bescheidenheit und Verschwiegenheit, zierten seine hohe Seele. Ein gemäßigter und besonnener Freund der Volksherrschaft betheiligte er sich nach dem

eidbrüchigen Ueberfalle der Spartaner nicht an den blutigen Gegenbestrebungen des Pelopidas gegen die Unterdrücker der vaterländischen Freiheit, wohl aber nach der gewaltsamen Staatsumwälzung mit allem Eifer an der Herstellung der alten Verfassung und der neuen Freiheit. Zwei Jahre zuvor, 385, waren Epaminondas und Pelopidas zum ersten Male in der Schlacht bei Mantinea kämpfend aufgetreten und hatten ihre Freundschaft mit ihrem Blute besiegelt: der an Arm und Brust verwundete Epaminondas vertheidigte den schwer verletzten Pelopidas gegen die andringenden Arkader.

Nach der Schlacht bei Leuktra zog Epaminondas mit stark angeschwollener Hilfstruppenmacht nach Lakonien, verheerte das Land, sicherte Messeniens Unabhängigkeit von spartanischer Zwingherrschaft und ließ seine Reiter bis an den Hippodrom und den Poseidontempel an der Südseite der Hauptstadt heranschwärmen. Dort allgemeine Bestürzung, seit fünf Jahrhunderten hatte kein Feind das lakonische Land heimgesucht, die spartanischen Frauen auch nicht den Rauch feindlicher Lagerfeuer gesehen, jetzt sahen sie das offene Land weithin in Flammen und erfüllten die Straßen mit Jammergeschrei. Die Sklaven gingen schaarenweise zu den Feinden über. Aber der König Agesilaus überwand den Kleinmuth der Bevölkerung, ruhig aber streng. Plutarch sagt, er habe das Verdienst Sparta gerettet zu haben, da er seine angebornen Leidenschaften, seine Eifersucht und seinen Ehrgeiz, unterdrückte. Epaminondas zog ab; er baute den befreiten Messeniern eine neue Stadt und grün-

dete Megalopolis in Arkadien an Stelle der alten Mantinea, und als er im Laufe weniger Monate so Großes ausgeführt hatte, ward er, weil er die Zeit seines Böotarchenamtes überschritten hatte, nach seiner Heimkehr um dieses todeswürdigen Vergehens willen angeklagt und vor Gericht gestellt. Er verlangte, es solle in dem auf eine Säule zu schreibenden Todesurtheile gesagt werden, daß er verurtheilt sei, weil er die Thebaner gezwungen habe die Lakonier zu besiegen, weil er in einem Treffen nicht allein Theben gerettet sondern ganz Griechenland befreit, weil er Sparta bedrängt und Messenien hergestellt habe. Die Richter wagten nicht ihn zu verurtheilen. Es sollte aber auch Epaminondas dem Geschicke großer Männer in den alten Freistaaten nicht entgehen, der Neid der Gegner verfolgte auch ihn. Wie damals wegen angemaßter Amtsbefugnisse so bald nachher wegen angeblicher Schonung der Feinde bei einem Streifzuge gegen Korinth angeklagt ward er abgesetzt und durch Uebertragung der Aufsicht über die Straßenreinigung gedemüthigt. Er verwaltete das Amt aber so, daß er es zu Ehren brachte, und als er im Jahre darauf bei einem Zuge nach Thessalien als gemeiner Krieger eingetreten war, ward er bei gefahrvollen Verwickelungen von dem Heere zum Führer gewählt und führte es als solcher bestätigt siegreich zurück. Das Wohl des Vaterlandes war sein höchstes Gebot, sein einziges Gesetz. Die Böoter waren ihres Landes Bauern, nach Neigung und Landessitte an die Cultur des Bodens gewiesen, und kannten den Seehandel nicht; als es aber galt gegen die immer

wieder auftauchende Seemacht der Athenienser aufzutreten, stellten sie auf seinen Rath in Kürze hundert Schiffe her und Epaminondas wies auch als Flottenführer die unruhigen Nachbarn in die gebührenden Schranken zurück.

Auf seinem vierten Zuge in die Peloponnes macht Epaminondas einen erneuten Angriff auf Sparta. Agesilaus, den Gegner mit dem Ausruf Welch ein Mann! ehrend, bleibt seinerseits groß und gewaltig in stürmenden Gefahren, während vor und in der Stadt Feinde waren und er die in Uebermuth gestreute Saat überreich aufgegangen sah. Er und sein tapferer Sohn Archidamus begeistern die Bürger zur Gegenwehr, Barrikaden werden errichtet, Steine, selbst Dreifüße aus den Tempeln auf die Feinde herabgeschleudert, Epaminondas zieht sich in die arkadische Ebene zurück. Dort erfolgt im Sommer 362 bei Mantinea der letzte entscheidende Schlag. Nach damaligen Verhältnissen große Heeresmassen waren ins Feld geführt. Die Thebaner mit ihren Verbündeten, den Argivern, Euböern, Thessalern, Messeniern, Arkadern zum Theil, kämpften gegen die Spartaner, Athenienser, Achäer, Eleer und einen Theil der Arkader. Epaminondas täuscht die Feinde durch Scheinmärsche und nimmt eine ähnliche Aufstellung wie bei Leuktra, und er siegt auch wie bei Leuktra. Er siegt, da der Reiterkampf schwankt, bricht er mit seinen Hopliten durch die Reihen, aber mitten im Kampfe trifft ihn der tödtliche Speer in die Brust. Ein heißer Streit entbrennt um den Hingesunkenen, man trägt den geliebten Feldherrn ins Lager, und als man ihm dahin seinen Schild und die

Siegesnachricht gebracht, läßt er die Lanzenspitze sich aus der Wunde ziehen und spricht: Nun ist es Zeit zu sterben. Auf dem Schlachtfelde wird er begraben, mit ihm Thebens Größe. Als er erfahren, daß auch Daïphantus und Iolaidas gefallen wären, hatte er sterbend gerathen Friede zu schließen. Der edle Genosse der Arbeit an der Größe des Vaterlandes Pelopidas war zwei Jahre zuvor in Thessalien gefallen.

Nach der Schlacht bei Mantinea trat in Griechenland ein auffallender Zustand der Ermattung ein. Demosthenes sagte einmal zu den Athenienern: Ihr seid 73 Jahre Vorsteher der Griechen gewesen, die Lacedämonier 29, es vermochte auch Theben Einiges nach der Leuktrischen Schlacht. Von Leuktra bis Mantinea waren es eben nur neun Jahre. Die Hegemonie hatte, wenn Griechenland keinen gemeinsamen Feind sich gegenüber sah, ihre Bedeutung verloren. Hätte Theben an der Spitze Griechenlands sich dem lauernden Macedonier Philippus entgegengestellt, es hätte seine Geltung als Vorort länger behauptet. Aber schon aus der Zeit der Perserkriege als Verräther an der gemeinsamen Sache in Griechenland verhaßt, in Bildung und Verfassung, in Besitz von Reichthum und Kolonieen auffallend nachstehend waren die Thebaner nur durch ihren Epaminondas groß und mächtig geworden. Lossagung von spartanischem Interesse, Gegenstreben gegen des Agesilaus Politik, Erbitterung über die treulose Besitznahme ihrer Kadmea, Befestigung der Volksherrschaft hatten zu günstigen Erfolgen beigetragen, aber zu der Festhaltung derselben war mehr

als ein Epaminondas nöthig. Noch nach Jahrhunderten sah Pausanias die zum Gedächtnisse des großen Mannes wenn auch ohne seinen Namen errichtete Ehrensäule mit der Inschrift:

Seinen Ruhm verlor durch unseren Rath Lakedämon
und Messeniens Burg ruft ihre Kinder zurück.
Theben, die mächtige Stadt, ist nun mit Waffen geschmücket,
Hellas völlig befreit lebet nach eignem Gesetz.

Durch hohen Geist und sittlichen Adel steht Epaminondas weit über Agesilaus. Aber es sind große Männer: der Cyniker Diogenes sagt nicht mit Unrecht, es sei lächerlich von den Athenienfern, daß sie jeden in Eleusis eingeweiheten Lump auf den Inseln der Seligen fortleben, Agesilaus aber und Epaminondas im Wuste der Unterwelt liegen lassen. Epaminondas fiel rühmlich als Sieger, des Agesilaus Lebensende schließt die Heldenlaufbahn auf eine des Mannes nicht eben würdige Weise ab. Es ist von ihm gesagt worden, daß Eigenschaften, die sich entgegen zu stehen scheinen, ihn auszeichnen. Epaminondas war todt, Theben unmächtig, aber auch Sparta nicht mächtig, Messenien von allen Hellenen anerkannt, der achtzigjährige König fand in sich noch frischen Trieb zu Abenteuern, wie es scheint neben dem Unmuthe über fehlgeschlagene Unternehmungen das Verlangen dem Vaterlande neue Machtmittel zu schaffen. Aegypten war das Ziel seiner Wünsche. Dieses Land war von der alten Zwingherrschaft der Perser frei und der König Tachos kämpfte mit ihnen um den Besitz der syrischen Küstenländer. In den Dienst dieses Königs Tachos tritt

Agesilaus. Als er landet, es war im Jahre 361, sammelt sich eine große Einwohnerschaar den berühmten Kriegeshelden zu schauen und ist verwundert einen unansehnlichen alten Mann in schlechtem Mantel am Boden liegen zu sehen. Das Abenteuer führt zu Willkür und Fehltritten. Da Tachos dem Agesilaus den Befehl nur über die Miethstruppen gab, schlug er sich auf die Seite des Gegenkönigs Nectanabis und half den Tachos stürzen. Mit einer Ausbeute von 230 Talenten für seinen Staat kehrt er heim, aber im Menelaushafen an der libyschen Küste westlich von Aegypten stirbt er 82 Jahre alt zu Anfange des Jahres 360. Die Leiche ward durch Wachsüberguß vor Verwesung bewahrt und in Sparta mit üblicher Feierlichkeit bestattet.

---

3. Pompejus.

In den Geschicken weniger Menschen treten die Höhen und Tiefen in so erschreckender Nähe an einander wie in dem Leben des Römers Cnejus Pompejus Magnus, die Höhen bei geringerer Begabung wenn auch nicht ohne Verdienst doch zumeist durch die Gunst der Verhältnisse erstiegen und lange behauptet, die Tiefen nicht ohne Verschuldung aber in schauerlicher Schnelligkeit befahren. Es ist ein Mißgeschick zu nennen, daß das Leben eines Mannes, der unter gewöhnlicheren Verhältnissen wenn auch weniger hervorragend doch ehrenwerth und glücklich erschienen wäre, in die Zeit einer großen Entscheidung fiel.

Pompejus ist im Jahre 106 v. Chr. im Ritterstande zu

Rom geboren. Es war ein schöner Mann von edler Gestalt und Selbstgefühl strahlendem Antlitz, im Privatleben achtungswerth, durch die Zeit in die öffentliche Laufbahn geführt, vom Glücke lange ohne Maß begünstigt, doch ohne Größe weil ohne Sicherheit im Blick und ohne Entschiedenheit im Handeln, ein kecker Freischaarenführer und guter Soldat, kein Feldherr, kein Staatsmann. Theodor Mommsen nennt ihn in wenig verständlicher Weise das Ideal eines civilisirten Unteroffiziers, läßt ihn aber weiterhin avanciren und gibt ihm das gebührende Zeugniß eines guten Offiziers. Die Biographie des Pompejus ist ein gutes Stück römischer Geschichte. Seine ersten Feldzüge bestand er unter seinem Vater im marsischen Kriege und gegen den Marianer Cinna, dann bis zum Tode des Marius 86 zurückgezogen und verborgen. Als aber Sulla aus dem Mithridatischen Kriege zurückkam, führte der ehrgeizige junge Mann drei selbstgeworbene Legionen dem bei Brundisium gelandeten Feldherrn entgegen und ward von ihm durch den höchsten militärischen Titel eines Imperators ausgezeichnet. Aber Marius lebte in seiner Partei fort: sie rüstete sich von neuem in Sicilien, Afrika und Spanien. Aus Afrika kam ihr Anführer Carbo herüber, ein Mann, der dreimal Consul gewesen war und den Pompejus einst gegen Marius geschützt hatte. Pompejus aber schlug ihn und verurtheilte ihn, weil es Sulla so wollte, zum Tode. Dann nach Afrika hinübergegangen kämpfte er, ohne Helm den Seinen voran, eben so glücklich gegen die Marianer und den König von Numidien Hiarbas, und als er schon

Löwen- und Elephantenjagden für seinen Triumpheinzug anstellte, erhielt er von Sulla den Befehl sein Heer bis auf eine Legion zu entlassen. Das Heer wollte sich dem Befehle nicht fügen, er gehorchte. Sulla ging ihm entgegen und begrüßte den jungen Imperator, der sich schon für einen Alexander zu halten anfing, mit dem ungewohnten Namen des Großen, Magnus. Obwohl er kein höheres Staatsamt bekleidet hatte und nur Unterfeldherr des Sulla war, feierte er doch zwar nicht auf dem beabsichtigten Elephantenviergespann, weil das Thor zu eng war, aber einen festlichen Triumph als einfacher Ritter im Jahre 80. Der gewaltige Dictator übersah, verhöhnte ihn und ließ ihn gewähren; auch nach seinem bald erfolgten Tode hatte er an dem an der Spitze der Adelspartei stehenden Pompejus einen aufrichtigen Vertheidiger seiner Gesetze. Aber die Marianer waren noch nicht besiegt, in Spanien richteten sie einen neurömischen Staat auf, geführt von Sertorius, einem durch ritterliches Wesen, Tapferkeit, Beredsamkeit und staatsmännische Talente ausgezeichneten Manne, dem neuen Hannibal, wie seine Soldaten ihn nannten, der als Anführer demokratischer Emigranten einen achtjährigen Guerillakampf kämpfte, mit wenigen Truppen gegen die sich immer ergänzenden römischen Legionen und Feldherrn wie Metellus fast immer siegreich. Pompejus noch als Ritter nach Spanien 76 gesendet war einem Sertorius nicht gewachsen, aber er bewältigte die Partei, weil der nebenbuhlerische Perperna den Sertorius bei einem Gastmale ermorden ließ. Pompejus, in dessen Wesen wie in seinem

Leben Großes und Kleines wechselt, ließ den Perperna hinrichten und verbrannte die ihm angebotenen Briefe römischer Großen an Sertorius. Als er nach Oberitalien zurückkam, fiel ihm ein kleiner Rest, etwa 5000 Mann, von jenen Fechtern oder Sklaven in die Hände, welche unter dem Thracier Spartacus zuerst aus der Fechterschule zu Capua ausgebrochen, zu 40000 angeschwollen mehrere gegen sie gesendete Heere schlugen und Italien an den Rand des Verderbens gebracht hätten, wenn nicht Crassus die verloren gegangene Mannszucht hergestellt und den Spartacus im bruttischen Lande eingeschlossen hätte und dieser tapfer fechtend in Lucanien gefallen wäre. Die Gefahr war vorüber, an der Straße von Capua nach Rom standen 6000 Kreuze mit eingefangenen Sklaven, aber Pompejus gab seinen leichten nachträglichen Sieg für die eigentliche Beendigung des Krieges aus. Er erschien vor Rom, verlangte Ländereien für seine Soldaten, für sich den Triumph und das Consulat und setzte seine Forderungen durch, da er, bis dahin eifriger Sullaner, von der Oligarchie zur Demokratie übergegangen war, zwar Herr von Rom sein, aber zugleich patriotischer Bürger scheinen wollte und zu Uebernahme einer durch die Umstände angebotenen Dictatur kein Herz hatte. Er erneuerte die Censur und als der siegstrahlende Consul mit seinem Ritterpferde sich zur Musterung gestellt und der Censor zu ihm gesagt hatte: Ich frage dich, Cnejus Pompejus, hast du alle durch das Gesetz vorgeschriebene Feldzüge gemacht? erregte er durch seine Antwort: Ja, und alle unter meinem eignen Oberbefehl, bei der umstehenden Menge unendlichen Jubel.

Hat aber Pompejus seine großen Erfolge weniger seiner Begabung als der Größe seiner Mittel, den Anstrengungen seiner Vorgänger und dem Zusammentreffen günstiger Umstände verdankt, so dürfen wir in dem Folgenden sein Verdienst nicht verkennen. Es war eine unselige hilfsbedürftige Zeit. In dem Meere, das die Römer das ihrige nannten, hatten sich Abenteurer, Verzweifelte, Elende aller Art zu Raub und Plünderung zusammengethan und wohl organisirt, 1000 Schiffe aufgebracht, zumal an der Küste Ciliciens, 400 Städte erobert und gebrandschatzt und auch die Heiligthümer nicht verschont. Ein römischer Dichter sagt, Apollo sei so arm geworden, daß wenn eine Schwalbe zu ihm auf Besuch käme, er von allen seinen Schätzen ihr nicht ein Quentchen Gold zeigen könnte. Die Römer rüsteten eine Flotte aus, aber die Verwegenen verbrannten sie vor ihren Augen im Hafen von Ostia. Es ward gegen die Seeräuber gekämpft, glücklich von Servilius, aber als das Uebel nicht gedämpft, vielmehr ärger wurde, übertrug man nicht ohne Lärm und Widerstreben dem Pompejus in unerhörter Machtfülle das Commando über das Meer von den Säulen des Hercules an bis in die pontischen, syrischen und ägyptischen Gewässer und über die Küsten zehn deutsche Meilen landeinwärts auf drei Jahre. Mit musterhaftem Kriegsplan säuberte er zuerst den Westen in vierzig Tagen, und 49 Tage nachdem er im Osten erschienen, war Alles vollendet. Es war mehr eine Razzia, wie Mommsen, oder eine Treibjagd, wie Stoll sagt, als ein Sieg, aber ein glänzender Erfolg, Handel und Wandel gingen den ge-

wohnten Weg, in Italien war statt der gefürchteten Hungersnoth Ueberfluß.

Bald aber kam die Zeit, wo Pompejus wieder erntete, wo er nicht gesäet hatte, und hohen Ruhm und Glanz gewann. Am Pontus herrschte Mithridates, der gefährliche und gefürchtete Feind der Römer, und gegen ihn ward seit 74 der dritte Krieg geführt. Lucullus hatte ruhmvoll und mit bewundernswürdiger Ausdauer gestritten und in zaudernder Kriegführung viel gewonnen, durch die Meuterei und Beutegier seiner Soldaten aber viel verloren. Da entriß ihm Pompejus, zum Feldherrn gegen Mithridates und seinen Schwiegersohn Tigranes ernannt, in leichtem Siegeszuge die verdienten Lorbeeren, schlug die Könige und gewann Erfolge, wie sie dem Vorgänger zu gönnen gewesen wären. Phönizien, ein Theil von Cilicien, Galatien und Kappadocien unterwarfen sich den Römern, unaufgehalten ging Pompejus in das zerrüttete Seleucidenreich Syrien, ordnete die Verhältnisse der Juden, eroberte die Tempelhöhe von Jerusalem und setzte an die Stelle umgeworfener Verhältnisse in jenen Ländern Ordnung und Ruhe Der greise Mithridates, in seinem bosporanischen Reich eim Osten und Norden des schwarzen Meeres seinem Schicksale überlassen, machte, da sein Sohn Pharnaces sich gegen ihn empört hatte und Pompejus in die Kaukasusländer vorgedrungen war, in seiner Hauptstadt Panticapäum seinem Leben durch Gift und Schwert ein Ende. So stand der Römer, der Könige in ihrem Besitz belassen oder neu eingesetzt, Syrien, wie Pontus, Cilicien, Kreta nach Lucullus

und Metellus Vorgang in die Form römischer Provinzen gebracht und in den bekannten Theilen von Asien als Herrscher gewaltet hatte, auf der Höhe seines Ruhmes seit dem Jahre 64 und schien der Herr des römischen Reiches sein zu sollen. Er hatte auch wohl ein starkes Gelüst nach der weißen Stirnbinde, aber als es galt, wie Mommsen sagt, den Griff zu thun, versagten ihm abermals Herz und Hand, er glaubte nicht an sich und seinen Stern, es peinigte ihn ein Ehrgeiz, der vor seinem eignen Ziele erschrickt. In Brundisium angekommen entließ er sein Heer und erschien als Privatmann vor den Mauern der mit Spannung und Bewunderung ihn erwartenden Hauptstadt. Am 29. September 61 an seinem 46. Geburtstage hielt Pompejus seinen Triumphzug mit nie gesehener Pracht durch die Straßen Roms auf das Capitolium. Er zählte 12 Millionen unterworfene Seelen, 16 besiegte Völkerschaften, 900 eroberte Städte und Burgen, 800 Schiffe, 22 besiegte Fürsten, Bereicherung des Schatzes mit 20000 Talenten in vorgetragenen Inschriften auf, viel fürstliche Männer und Frauen wurden im Zuge aufgeführt, der Triumphator saß auf einem mit Edelsteinen geschmückten Wagen in einem Gewande Alexanders des Großen. Ich vergesse hierbei nicht zu erwähnen, daß er, im Guten wie im Bösen, wie man gesagt hat, ohne Leidenschaft, die besiegten Fürsten nach dem Triumphzuge, abweichend von dem barbarischen Gebrauche der Vorzeit, am Leben erhielt.

Konnten wir bisher die Biographie des Pompejus ein gut Theil römischer Geschichte nennen, so umschlingt diese

Geschichte von nun an die mehr und mehr zurücktretenden Lebensbegebenheiten desselben. Sein Ruhmesglanz fing an von dem aufflimmernden Sterne des Cajus Julius Cäsar verdunkelt zu werden. Je mehr dieser Mann mit festem Blicke und sicherem Schritte zu seiner Höhe hinanstieg, desto mehr neigte sich Pompejus, weil er ein andrer sein wollte als er zu sein Beruf und Geschick hatte, zu unbedeutender Stellung herab. Scheinbar zu Gunsten seiner Ansprüche auf Bestätigung seiner Anordnungen in Asien und auf Ländervertheilung an seine Soldaten, in Wahrheit aber im eigenen Interesse stiftete Cäsar, der Führer der Volkspartei, mit Pompejus und dem reichen Crassus einen Dreimännerbund mit der Bestimmung, daß Nichts im Staate geschehen dürfe was einem von ihnen mißfällig wäre, und vermählte mit Pompejus seine einzige liebenswürdige Tochter Julia zu glücklichem, aber nicht langdauerndem Ehebunde. Während Cäsar in Gallien Sieg und Macht erfocht, lebte Pompejus in Folge der Halbheit seiner Entschließungen ein unbedeutender Mann auf seinem Landgute Albanum, bis er durch Cicero's Einfluß zum Oberaufseher über die Zufuhr von Lebensmitteln auf fünf Jahree rnannt wieder in die Oeffentlichkeit trat und als Consul das erste stehende Theater auf dem Marsfelde für 40000 Zuschauer und großartige Aufführungen baute, bei denen unter Anderem Gefechte zu Roß und Fuß, endlose Züge von Maulthieren, sowie im Circus Thierhetzen mit 500 Löwen, 400 Panthern, 18 Elephanten vorkamen.

Der Triumvir Crassus unternahm einen unüberlegten,

von Verwünschungen beim Auszuge aus der Stadt begleiteten Feldzug gegen die Parther und fand in Syrien seinen unehrenhaften Untergang, Julia war todt, Cäsar und Pompejus konnten nicht lange neben oder mit einander gehen. Pompejus hatte sich der Senatspartei wieder genähert und betheiligte sich, nicht in seine Provinz Spanien abgegangen und doch in Rom nicht zur Dictatur gelangt, vielmehr mitten im Parteigetriebe stehend, an den unliebsamen Beschlüssen gegen Cäsar, der nach glänzend siegreicher Verwaltung von Gallien und Oberitalien durch solche Verweigerungen veranlaßt ward gegen sein Vaterland heranzuziehen. Er ging über den Rubico, es begann der Kampf nicht zwischen Republik und Monorchie, sondern um den Besitz der Krone zwischen Zweien, die darnach strebten. Pompejus, der geprahlt hatte Truppen zu Fuß und Roß aus der Erde stampfen zu können, hatte schon jetzt den Kopf verloren, er floh nach Capua, nach Brundisium, nach Griechenland, um im Osten seine Gegenmacht zn behaupten. Cäsar erschien in Rom, bekam in sechzig Tagen Italien in seine Gewalt, besiegte die Gegner in Spanien und eilte dem Pompejus nach nicht ohne Gefahr in der Ueberfahrt und ungünstige Gefechte bei Dyrrhachium. Am 9. August 48 entschied die Schlacht bei Pharsalus in Thessalien über die Geschicke der beiden Heerführer und über die Herrschaft des Reiches. Es war ein heißer Tag, Pompejus hatte ein an Zahl mehr als doppelt so großes, an Ausrüstung imposantes Heer, große Siegeszuversicht, taktische Erfahrung, aristokratischen Zuzug; Cäsar hatte kriegsgeübte Soldaten,

die eher Baumrinde kauen als vom Feinde ablassen zu wollen schwuren, überlegenen Geist, festen Kriegsplan und trug einen glänzenden Sieg davon. Pompejus saß nach der Schlacht eine Zeit lang lautlos in seinem vorzeitig zur Siegesfeier mit Rasen, Myrten und Epheu, Teppichen, silbernem Tafelgeschirr, weingefüllten Krügen und Bechern geschmückten Lager, dann floh er mit Wenigen durch das Tempethal an die Meeresküste, nächtigte in einer Fischerhütte und fuhr in einem Handelsschiffe nach Lesbos, wo er seine Gattin Cornelia und den jüngeren Sohn aufnahm, und von da nach Cypern und Aegypten, wo Ptolemäus Dionysius König war, dessen Vater dem Pompejus den Thron zu verdanken gehabt hatte. Aber die Rathgeber des jungen Königs, des Bruders und feindlichen Mitregenten der Kleopatra, sahen in ihm nur den geschlagenen Feldherrn. Der Truppenführer Achillas fuhr mit einem ehemaligen Kriegstribun unter Pompejus, Septimius, in einem einfachen Fahrzeuge dem auf der Rhede von Pelusium liegenden Schiffe entgegen. Pompejus nahm Abschied von seiner weinenden Gattin und dem Sohne, indem er die Sophokleischen Worte sprach:

Wer über des Tyrannen Schwelle setzt den Fuß,
der ist sein Sklave, wenn er auch als Freier kam.

Auf der Fahrt tiefe Stille. Auf die Aeußerung des Pompejus, daß Septimius ja wohl ein alter Kriegsgefährte von ihm sei, nickte dieser mit dem Kopfe. Wiederum tiefes Schweigen. Nahe am Ufer versetzte Septimius dem Pompejus mit dem Schwerte von hinten in den Nacken den

ersten Stoß, Achillas folgte. Pompejus hüllte sein Gesicht in die Toga und verschied. Gattin und Sohn und Freunde sahen die Schreckensthat aus der Ferne und flohen. Es war am 28. September 48, dreizehn Jahre nach dem großen Triumphzuge. Die Mörder hieben den Kopf ab und ein Freigelassener bestattete den liegen gebliebenen Rumpf. Cäsar kam, wendete sich mit Abscheu ab und ließ Achillas hinrichten. Die Asche ward auf Cornelia's Veranstaltung in dem Albaner Landgute beigesetzt. Man sagt, Cäsar habe sich der Thränen nicht enthalten können, vielleicht im Vorgefühl eines ähnlichen Geschicks, das ihn bald zwar im natürlichen Laufe der Dinge, aber nicht bloß durch ein Verbrechen sondern durch eine Thorheit erreichte.

VI. Drei Schriftsteller des Alterthums.

1. Xenophon.

Als Sokrates einst in Athen durch eine enge Straße ging, begegnete ihm eine anmuthige Jünglingsgestalt. Er hielt seinen Stab vor und fragte: Wo kauft man für den Leib das Nöthige? und als er darauf leicht die entsprechende Antwort erhalten hatte, fragte er weiter: Wo werden die schönen und guten Menschen gebildet? Darauf erfolgte keine Antwort und der Meister sprach: Folge mir und lerne. Das war der Anfang des für das ganze Leben ausdauernden innigen Verhältnisses zwischen Sokrates und Xenophon. Dieser, ein Jüngling aus edler Familie, steht nach alten Zeugnissen und Abbildungen in männlicher Schönheit vor uns, einer Eigenschaft, welcher ein griechischer Biograph das ehrenwerthere Prädicat der Sittsamkeit hinzufügt.

Es ist bemerkenswerth, daß von der ganzen ersten Lebenshälfte Xenophons wenig Beglaubigtes überliefert ist. Ohne Sie nun in das Halbdunkel der alten Erzählungen und der ausdeutenden Urtheile der Neuzeit einführen zu wollen, bitte ich Sie die Versicherung, daß ich alles Hierhergehörige sorgfältig geprüft habe, und demnach sowohl die zweifellosen Ergebnisse als auch von den weniger feststehenden Thatsachen die bedeutendsten von mir anzu-

nehmen. Xenophon ist im Jahre 444 v. Chr. in Athen geboren, es fällt daher seine erste Mannesblüthe in die Zeit des siebenundzwanzigjährigen peloponnesischen Krieges, der von 431 an Griechenland nicht zum Heil, Athen zum Unheil bis 404 geführt wurde. Xenophon kämpfte nach Pflicht und Neigung in der Reiterschaar der Vaterstadt und erwarb sich zwar, wie die Folgezeit lehrt, eine reiche Kriegserfahrung, fand aber in seiner Waffengattung wenig Gelegenheit sich persönlich auszuzeichnen. Als die Athenienser im Jahre 424 bei Delion in Böotien geschlagen wurden, soll Sokrates den zwanzigjährigen Krieger mehrere Stadien weit aus der Schlacht getragen haben, und weiter wird erzählt, derselbe sei bei dem Ueberfalle der durch Athen besetzten böotischen Stadt Oropus 412 in die Gefangenschaft der Feinde und so zu der Freundschaft des edlen Thebaners Proxenus und zu der Bekanntschaft mit dem berühmten Sophisten Prodikus und in seinen Unterricht gekommen.

Ehe wir an die inhaltreichere zweite Hälfte von Xenophons Leben hinantreten, will ich von dem, was aus seinem Leben und aus seinen Schriften zu seiner Charakteristik dient, Einiges hervorheben. Xenophon ist nach Sitte und Lebensanschauung durch und durch Sokratiker, einen sokratischen Philosophen möchte ich ihn nicht so zuversichtlich nennen, er ist mehr ein Mann des Lebens und der That als der Speculation, er hing fest und treu an dem geliebten Meister, in die innersten Gänge seiner Betrachtungen scheint er ihm nicht gefolgt zu sein. Aber dem sokratisch

gebildeten treuen Schüler verdanken wir die zuverlässigste Schilderung des Sokrates, wie er sich bei aller seiner Eigenthümlichkeit im Leben und Lehren darstellte. Es heißt nicht nur dem Xenophon Unrecht thun sondern auch den Sokrates und noch mehr den Plato verkennen, wenn man den platonischen Sokrates das wohlgetroffene von einem Meister aufgenommene Porträt des wirklichen Sokrates nennt, den xenophonteischen dagegen zwar dieselbe Person sein läßt, aber von einem Pfuscher gemahlt mit stumpfen Zügen und blassen Farben. Geben wir darum zu, daß des Sokrates persönlicher Zauber und seine unwiderstehliche Gewandtheit in Gespräch und Seelengewinnung bei Plato in das hellste Licht treten, vergessen aber nicht, daß überhaupt ein gleichsam schwebender, gegen die unmittelbare Erscheinungswelt negativ sich verhaltender Gegenstand nicht einseitig, sondern aus der Zusammenstellung vieler Einzelheiten geschöpft und erkannt sein will. Als Schüler des Sokrates und Zeuge der in der Heimath immer toller gewordenen Demokratie neigt Xenophon sich zur Anerkennung lakonischer Zustände und wird Waffengenoß spartiatischer Helden, doch kann auch der Bewunderer dortiger Zucht und Lebensweise die hellenische Politik der Spartaner verdammlich finden, ja in dem von Sparta an Theben verübten Eidbruch das Vorzeichen des auch diesen Staat ereilenden Schicksals erkennen. Er erfüllt seine Staatspflichten in der Heimath und ist dann fast ein halbes Jahrhundert fern von ihr; aber er verleugnet seine aristokratische Gesinnung nicht und versucht in seinen Schriften reformirend aufzutreten, immer auf dem

Grunde religiös-sittlicher Bildung wie mit Empfehlung energischer Wehrhaftigkeit zumal in der Reiterei und mit Ansichten und Lehren der Staatswirtschaftskunde, wobei selbst eine gewisse Hinneigung zu monarchischer Verfassung sich nicht verkennen läßt. Kann man von seinen Vorgängern in der Geschichtsschreibung sagen, daß bei Herodot das religiöse, bei Thucydides das philosophische Element vorwalte, so muß man dem Xenophon das ethische zuerkennen. Er vermag wohl nicht wie Herodot die Ereignisse zu einem klaren Bilde zu gestalten noch wie Thucydides den innern Zusammenhang der Begebenheiten zu erkennen und darzustellen, aber er ist nach seinem geschichtlichen Hauptwerke wegen der Form, in der es uns erhalten ist, nicht lediglich zu beurtheilen. Sein Wahlspruch im Leben und im Schreiben ist „Alles mit Gott.“ Nach solchen Erwägungen schreiten wir in seiner Lebensgeschichte weiter.

Seit die Perserkriege ausgefochten waren, zum letzten Male auf europäischem Boden 469, besonders seit Cimons glänzenden Siegen bei Salamis auf der Insel Cypern 449 waren die Perser den Griechen nur noch durch ihr Gold und durch ihre Ränke gefährlich. Auf dem Throne zu Susa saß noch das alte Geschlecht der Achämeniden, aber in entarteten Gestalten; Hofgeschichte und Haremsleben mit anhangender Weichlichkeit und Grausamkeit, allmähliches Vergessen und Vernachlässigen der durch Zoroasters weise Verordnungen gebotenen ritterlichen Erziehung und Uebung, Lockerung in dem Verbande der vom Indus bis an den Nil und das griechische Meer reichenden Reichs-

provinzen und kaum halb unterwürfiger Satrapen ungeregelte Wirthschaft kennzeichneten das nicht in weiter Ferne dem Verfall bestimmte Weltreich. Darius der zweite starb zu Babylon 405, ihm folgte sein ältester Sohn Artaxerxes der zweite, obwohl zu einer Zeit geboren, wo sein Vater nicht einmal Aussicht auf den Thron hatte. Hiernach schien gemäß dem Herkommen in der persischen Thronfolge sein jüngerer Bruder Cyrus, weil im Purpur geboren, berechtigter, dem neuen Herrscher gegenüber als ein durch treffliche Naturgaben ausgezeichneter königlicher Jüngling, als Reiter, Bogenschütz und Jäger, gleichsam als Altperser anerkannt, von der Königin-Mutter Paryſatis bevorzugt. Es genügt ihm nicht Statthalter des Königs in drei vorderasiatischen Provinzen und Karanos oder Oberbefehlshaber der dortigen persischen Streitkräfte zu sein, er strebt nach der Königskrone. Er rüstete ein großes Heer, anfangs gegen den feindseligen Nachbar Tissaphernes, Satrapen von Karien, dann, um am Hofe des Königs zu Susa so lange als möglich unverdächtig zu bleiben, angeblich gegen die Pisiden, ein räuberisches Bergvolk im Taurus, dabei 13000 Griechen aus allen Staaten und Städten, namentlich den ionischen Städten Kleinasiens und selbst den Kolonieen, Söldner unter Anführung von Flüchtlingen und Abenteurern, viele aus dem damals an der Spitze Griechenlands stehenden Staate Lacedämon unter dem bedeutendsten Führer im Zuge Klearchus und andere Peloponnesier, wenige aus Athen, da dieser Staat in feindlichen Beziehungen zu dem persischen Prinzen stand. Viele

hatte Kriegeslust und Beutegier, Viele der Ruf des ritterlichen liebenswürdigen jungen Fürsten angelockt.

Im Lager zu Sardes in der vorderasiatischen Landschaft Lydien befand sich auch der feine Thebaner Proxenus, des Cyrus Gastfreund. Dieser schrieb an Xenophon nach Athen und lud ihn zur Theilnahme an dem Feldzuge ein. Zwar fand der um Rath gefragte Sokrates Bedenken seinen Freund zur Theilnahme an dem Unternehmen eines Fürsten, der den Peloponnesiern gegen Athen wesentliche Hilfe geleistet hatte, ziehen zu lassen, rieth ihm aber das Orakel zu Delphi zu befragen und obwohl mit der Abänderung der verabredeten Frage an Apollo nicht einverstanden entließ er den kriegslustigen, mit den heimischen Zuständen übel zufriedenen Mann, um ihn nicht wieder zu sehen. Xenophon ging nach Ephesus, traf in Sardes bei Proxenus und Cyrus ein und aufs wohlwollendste aufgenommen schloß er sich als militärischer Begleiter dem Zuge an.

Anfang März 401 brach Cyrus von Sardes auf zunächst, wie gegen Pisidien, in südöstlicher Richtung, dann aber nördlich und mit Umgehung jenes Landes immer weiter östlich, so daß das eigentliche Ziel seines Zuges bald nicht nur seinem königlichen Bruder sondern auch seinen eignen Truppen und namentlich, wie bisher nur dem Klearchus, auch den übrigen Griechen klar wurde und diese erst zu Tarsus in Cilicien, dann entscheidend am Ufer des Euphrat durch List und Güte gewonnen wurden. Unaufgehalten ging der Zug durch den südlichen Theil Klein-

asiens bis an die Amanus-Pässe, die den Golf von Issus umschließen, die Pforten des Hochgebirgs thaten sich auf, feige Satrapen und Heerführer wichen zurück, unaufgehalten ging der Zug weiter nach Thapsakus am Euphrat, wo man Ende Juli anlangte, und über den Fluß in das Zweistromland hinüber und an seinem linken Ufer durch die Steppen Arabiens bis an die Nordgrenze von Babylonien. Da kam es endlich nach einem vierhundert Meilen weiten Marsche Anfang Septembers 401 ungefähr neun Meilen von Babylon in der Euphratebene bei dem Flecken Kunaxa zum Zusammenstoß mit den königlichen Truppen, deren Zahl man wenigstens auf 400000 Mann berechnen muß, gegenüber den 100000 Asiaten und nahezu 13000 Griechen in Cyrus Heer. Diese auf dem rechten Flügel unter Anführung des Klearchus trugen sogleich bei dem Vorrücken unter dem Päan-Schlachtgesange und dem Angriffsrufe Eleleu einen vollständigen fast unblutigen Sieg davon; Cyrus im Centrum, der an dem Tage, wo er die Krone erkämpfen wollte, dieser Krone sich nicht unwerth zeigen mochte, stürmte in glänzender Rüstung mit der Tiara auf dem Haupte mitten in die um den König geschaarten iranischen Kerntruppen, verwundete den Bruder, ward aber selbst durch einen Pfeil oder Wurfspieß tödtlich im Gesicht getroffen und fiel, ein edler begabter Fürst, — den Persern auf die Dauer ein schmerzlicherer Verlust, so sehr ihn auch die damaligen Söldner zu empfinden hatten.

Das verwegene abenteuerliche Unternehmen hatte seinen Sinn und Zweck verloren, die asiatischen Truppen des

Cyrus unter Ariäus unterwarfen sich dem Großkönige, aber die Lage der Griechen war eine verzweifelte. Kaum des Weges kundig, des Proviants ermangelnd, von dem König und seinen Schaaren bedrängt, von dem tückischen Tissaphernes unter dem Vorgeben sie auf beßtem Wege nach Jonien und in die Heimath zurückführen zu wollen betrogen gingen sie über den Tigris und zogen auf dieses Stromes linkem Ufer nordwärts weiter. Klearchus war ein kriegstüchtiger Truppenführer, aber innerhalb der spartanischen Formen der Kriegführung. Außerordentliche Befähigung mit genialem Blicke auch die ungewohntesten Verhältnisse zu übersehen und mit Besonnenheit zu beherrschen war dem Manne eigen, der als Volontär den Zug begleitete und bei seinen kriegerischen Talenten und Erfahrungen eben so sehr wie bei hervorragender echthellenischer Feinsinnigkeit bestimmt war auf einem geschichtlich verewigten Rückzuge der Retter von vielen Tausenden seiner Landsleute und der Wegweiser für künftige Züge gegen das persische Hochland zu werden.

Der verrätherische Tissaphernes lockte den arglosen Klearchus mit den Obersten Proxenus, Menon, Agias und Sokrates angeblich zu einer Unterredung in sein Zelt, ließ sie verhaften und nach Babylon bringen, wo sie enthauptet wurden, und zwanzig Hauptleute und zweihundert Soldaten, welche mitgekommen waren, niedermetzeln. Es war Ende Octobers 401 am Ufer des Zabatos, eines Nebenflusses des Tigris an der Grenze zwischen Assyrien und Medien. In dieser trostlosen Lage war Xenophon der

Einzige, der mitten in der Nacht durch ein Traumgesicht erregt zunächst die Offiziere von dem Truppentheile des Proxenus, dem er sich angeschlossen hatte, dann die übrigen, zuletzt das ganze Heer ermuthigte und zur Annahme einer Reihe von Vorschlägen bewog. Cheirisophus, ein betagter wohlwollender Mann, war, weil Lacedämonier und dem Staate angehörig, der damals die unbestrittene erste Stelle in Griechenland einnahm, doch mehr dem Namen nach Oberanführer, die Seele und der Leiter des Ganzen war und blieb Xenophon, und daß dieser Mann, der als ein Einzelner ohne Zuzug dem Unternehmen sich angeschlossen hatte, Bürger einer jüngst gedemüthigten und in Griechenland dermalen verhaßten Stadt, während mehr als die Hälfte des Heeres aus Peloponnesiern zusammengesetzt gegenüberstand, dem verzagten wandernden Soldatenstaate Haltung, Muth und Vertrauen einflößte, das ist ein unverkennbarer Beweis von der hochsinnigen Persönlichkeit des Führers mit seiner unerschütterlichen Besonnenheit in allen Verhältnissen und Schwierigkeiten, mit seinem feinen Gemisch von Ernst und Leutseligkeit, mit seiner rednerischen Schlagfertigkeit, mit seiner rückhaltlosen Entschlossenheit in Uebernahme auch der schwierigsten Aufgaben, mit seinem Gottvertrauen und Wunderglauben. Auf geradem Wege gegen 300 Meilen von den Gestaden des heimathlichen Meeres entfernt war man entschlossen unter seiner Führung dem Laufe der beiden Ströme entgegen durch die von wilden Bergvölkern bewohnten armenischen Gebirge den bei der Verfolgung der feindlichen Perser so

gefahrvollen aber doch sicherern Weg nach der von griechischen Städten besetzten Südküste des schwarzen Meeres zu wagen und dazu alle durch den überlegenen Taktiker vorgeschlagenen Aenderungen in Marschordnung und Kampfesart anzunehmen. Das Unternehmen gelang, freilich unter einer großen Reihe von Mühsalen, deren Darstellung im Einzelnen ich mir nicht erlaube, wenn gleich dieselbe weder der anziehenden Schilderungen noch der Beweise von der Größe des Führers entbehren dürfte. Der Zug ging an der schon damals trümmerhaften Stadt Niniveh vorüber, im Gebirg von den nachdrängenden Myriaden des Tissaphernes ebenso wie durch das Alpenvolk der von persischer Herrschaft unabhängigen Karduchen, der Vorfahren der heutigen Kurden, belästigt, in rauher Jahreszeit durch rauhe Gegenden, durch Armenien, über die nördlichen Quellen des Tigris und den östlichen, dann den westlichen Quellfluß des Euphrat, durch Schnee und Eis und rohe Bevölkerung. Endlich am 27. Januar 400 erscholl von einer Anhöhe aus der vieltausendstimmige Ruf Thalatta! Thalatta! das Meer, dessen traute Fluth die tapfere Schaar nach einem mühsalvollen Marsche von vielen hundert Meilen und nach dem Blutvergießen auf hundert Schlachtfeldern als das Ende ihrer Leiden, als die Möglichkeit der ersehnten Heimkehr begrüßte. Trapezunt war die erste griechische Kolonie-Stadt, wo sie sich auf heimathlichem Boden angekommen und freundlich aufgenommen fühlte, Dankopfer brachte und festliche Kampfspiele feierte. Noch gab es Barbarenvölker und rauhe Gegenden, Locke-

rung der Zucht in dem auf sichrerem Boden angelangten Heere, selbst die Eifersucht griechischer Städte, die den Plan Xenophons eine neue zukunftreiche Stadt am Pontus zu gründen fürchteten, und sogar am meisten die engherzige Politik der Spartaner zu ertragen und zu überwinden, die Aufgabe Xenophons war nicht minder schwierig als zuvor. Bei einer Musterung fanden sich nur noch etwa 9000 Mann, später bei der Ankunft in Chrysopolis am Bosporus Byzanz gegenüber wenig über 7000, und als das Heer am 19. Mai 400 zu Kotyora, einer griechischen Stadt an der paphlagonischen Küste, sich zur Heimfahrt einschiffte, konnte der berühmte Rückzug der sogenannten zehntausend Griechen, welche seit der Schlacht bei Kunaxa 465 Meilen zurückgelegt hatten, als beendigt angesehen werden. Noch wäre aber unter schwierigen theils meuterischen, theils kriegerischen Verhältnissen viel Rühmliches von Xenophons Gewandtheit und Besonnenheit zu berichten. Nach manchen Kreuz- und Querzügen in Thracien führte er — Cheirisophus war gestorben — dem Verlangen Sparta's gemäß die übrig gebliebenen Griechen, gegen 6000 Mann, wieder hinüber nach Asien und übergab sie im März 399 in der mysischen Stadt Pergamon dem Spartaner Thibron, der gesendet war die griechischen Städte an der Westküste gegen Tissaphernes zu vertheidigen.

Des Xenophon militärische Führerlaufbahn war zu Ende, seine strategisch-taktischen Pläne führten Männer aus wie Agesilaus, Iphikrates, Epaminondas. Athen uneingedenk des Ruhmes, den er seinem Vaterlande für alle Zeiten

eingebracht, und nur seine Verbindung mit dem den Athenienſern feindlichen Cyrus und mit den nicht minder verhaßten Spartanern verfolgend verbannte ihn, er sah die Heimath niemals wieder, kämpfte noch eine Zeit lang unter und mit dem ihm nahe befreundeten Spartanerkönig Agesilaus in Asien und blieb auch, was seinen Ruf und seine Ehre nicht wenig geschmälert hat, an des aus Asien zurückberufenen Königs Seite in dem Kampfe gegen Athen und seine Verbündeten bei Koronea 394. Die Spartaner schenkten ihm einen Wohnsitz zu Scillus unweit Olympia und dort lebte er, wie sein alter Biograph sagt, ein Kenner und Liebhaber von Pferden, Jagd und Kriegführung, gottesfürchtig, auf Opfer bedacht und der heiligen Dienste kundig, dem Sokrates vor Allem nacheifernd; fügen wir hinzu: Freunde bewirthend und eine Reihe von Schriften verfassend, bis die Eleer ihren alten Besitz nach der Schlacht bei Leuktra zurück eroberten und Xenophon aus seiner durch ein von ihm geweihetes Heiligthum der Artemis und ein jährliches Fest ihr zu Ehren verschönten Besitzung trieben. Er ging nach Korinth und ist dort fast 90 Jahre alt 355 gestorben. Schon vor geraumer Zeit von der Vaterstadt zurückberufen ist er doch nicht dahin zurückgekehrt, hat aber, als Athen gegen die alte Feindin Theben focht, seine Söhne als Mitkämpfer dahin gesendet. Als Gattin wird in der ersten Lebenshälfte Sotira genannt, sie starb oder war geschieden, Xenophon brachte aus Asien Philesia mit, die Mutter seiner Söhne Gryllus und Diodorus. Diese ließ er in Lacedämon erziehen, um

dort, wie Plutarch sagt, von dem Wissenswerthen das Schönste zu lernen, Gehorchen und Gebieten. Der ältere wird als tapferer Kämpfer in der Schlacht bei Mantinea, in welcher Epaminondas fiel, gerühmt und vielfach gepriesen. Man hat fälschlich schon im Alterthume angenommen, er habe dem Epaminondas die Todeswunde beigebracht, und ein Gemählde des Euphranor in Athen hob ihn in solcher Stellung hervor. Der greise Vater war, als die Nachricht von dem Tode des Sohnes eintraf, mit einem Opfer beschäftigt; er nahm den Kranz vom Haupte; als er aber erfuhr, wie rühmlich kämpfend der Sohn gefallen sei, setzte er den Kranz wieder auf, fuhr fort in seinem Opfer und sprach: Ich wußte, daß mein Erzeugter sterblich war. Ein römischer Schriftsteller sagt: Seine Freude über die Tapferkeit des Sohnes war größer als sein Schmerz über den Tod.

Von den Schriften Xenophons nur wenig Worte zum Schluß. Das Alterthum ehrte ihn mit den Namen Attische Muse, Attische Biene, Cicero nennt seine Rede süßer als Honig, in seinen Worten liege die Rede der Musen, Quintilian sagt, auf seinen Lippen sitze die Göttin der Ueberredung. Andere sagten allerdings, durch den langen Aufenthalt in fremden Landen habe die Reinheit seiner Sprache gelitten, und einige Neuere sehen in ihm, weil er kein Plato ist und in gefährlichen Unternehmungen abenteuert, selbst mit feindlichen Mächten verbunden, wie einen abtrünnigen Bürger so einen nüchternen langweiligen Schriftsteller. Es ist aber seine Sprache das Muster der Einfachheit und trägt den Charakter eines über menschliche Dinge human urtheilenden Geistes. Wie sein attischer Panzer, sein argolischer Schild und sein böotischer Helm, glänzende Waffen, mit denen er sich zu schmücken liebte, so klar und hell ist seine Sprache. Seine Schriften dienten zum Theil dem Andenken und der Rechtfertigung des während seiner Abwesenheit in Asien hingeopferten unvergeßlichen Lehrers Sokrates und gereichen wie dem Lehrer so dem Schüler zu hohen Ehren. Seinen Zug ins asiatische Hochland und den Rückzug der Griechen hat er in seiner Anabasis geschildert und zu der merkwürdigen That die dankenswerthe schöne Schrift gefügt. Seine Cyropädie verherrlicht den älteren Cyrus, den Stifter des persischen Weltreichs, so daß sie in ihm das Ideal eines großen Herrschers aufstellt und die gewonnene Bekanntschaft mit persischen Zuständen auf eine fast romanhafte Weise und mit einer gewissen Hinneigung zur monarchischen Verfassung darlegt. Das große Werk, welches Thucydides über den peloponnesischen Krieg zu schreiben begonnen hatte und durch den Tod zu vollenden verhindert war, gab Xenophon heraus und führte die Geschichtserzählung vom Jahre 411 an, wie es scheint in nicht vollendeter Form und so daß die in den vorbenannten Werken unverkennbaren Kunstzwecke weniger zur Erscheinung kommen, wiewohl auch hier der Sinn für das Einfachedle nicht wenig lichtvolle Theile entdecken wird, bis zur Schlacht bei Mantinea im J. 362 fort. Die kleineren Schriften haben zum Theil den Zweck den vaterländischen Interessen zu dienen, zum Theil enthalten sie Vorschriften über die von ihm selbst

in vorzüglicher Weise geübten Künste der Reiterei und der Jagd, zum Theil gehen sie in feinster Weise und echt sokratischem Sinne auf das vorurtheilsfrei angeschaute Privatleben ein. Alle aber sind der schönen und ergreifenden Stellen voll: ich erinnere an die Geschichte der Pantheia, an den Prozeß der Feldherrn von der Schlacht bei den Arginusen, an die den Streit der Tugend und der Wollust verherrlichende Fabel von Hercules am Scheidewege und führe zum Schluß die Worte an, womit in der Schrift über die Haushaltung der ältere Mann bei der Unterweisung seiner jungen Frau, die als Braut beim Vermählungsopfer den Göttern gelobt hat zu thun was ihr zukomme und statt aller gelernten Künste anführt: Meine Mutter hat mich Sittsamkeit gelehrt, sich so ausspricht: Suche nur das aufs beßte zu thun, wozu dich die Götter gebildet haben und was das Gesetz verlangt, und also schließt: Das Süßeste von Allem ist wenn du besser erscheinest als ich und mich zu deinem Diener machst und überzeugt sein kannst, daß du in deinem Alter desto geehrter im Hause bist, je mehr du eine sorgfältige Wächterin des Hauses bist; denn das Schöne und Gute wird nicht durch blühende Reize des Körpers sondern durch Tugenden vermehrt.

---

2. Lucianus.

Ueber den griechischen Schriftsteller Lucianus aus dem zweiten christlichen Jahrhunderte äußert sich ein späterer griechischer Lexikograph also: Der abscheuliche Mensch, geboren unter Trajan, Anwalt zu Antiochia in Syrien,

wegen schlechter Geschäfte Schriftsteller und zwar ein sehr fruchtbarer, durch Hunde getödet, greift das Christenthum an und lästert selbst Christum, daher litt er die Strafe seiner lästerlichen Hundswuth in dem zeitlichen Leben, im zukünftigen wird er Erbe des ewigen Feuers beim Satanas werden. Von einem solchen Schriftsteller will ich Ihnen berichten? Fürchten Sie nichts, der Mann ist nicht so schlimm.

Lucianus, dessen Lebenszeit in die Jahre 120 bis 200 nach Christus zu setzen ist, ward zu Samosata, der Hauptstadt der syrischen Landschaft Commagene am Euphrat, geboren. Seine armen Eltern gaben ihn seinem Oheim, einem Steinmetzen und Bildhauer, in die Lehre; da er aber wegen einer zerbrochenen Steinplatte gezüchtigt wurde, entlief er und ein Traum führte ihn zu der Laufbahn des Redners, wir finden ihn in Antiochia als Gerichtsanwalt. Aber auch hier hielt er nicht aus. In einer seiner Schriften klagt ihn die Rhetorik an, daß sie aus dem barbarischen Jünglinge einen feinen Redner gemacht, daß er sie aber verlassen und dem Dialoge, der ein Sohn der Philosophie zu sein vorgebe, seine Liebe zugewendet habe. Lucian — so berichtet Sommerbrodt weiter — vertheidigt sich: in seinem vierzigsten Jahre zieme es ihm in der Akademie des Verkehrs mit dem Dialoge sich zu freuen, da die Rhetorik Koketterie und buhlerische Toilettenkünste treibe. Doch auch der Dialog klagt, daß er ihn in den Staub gezogen und ihm eine komische Maske aufgenöthigt habe; wogegen der überraschte Schriftsteller bemerkt, daß er ihm

frisches Leben eingehaucht und allgemeine Gunst zugewendet habe. In der That verließ Lucian die hergebrachten Formen der Rhetorik und blieb auch den Dogmen der Philosophie nicht treu, er wendete vielmehr allen Fleiß auf die von ihm erfundene Kunstform des satirischen Dialogs. Mit solchen Vorträgen reisete er und ließ sich hören. Zuerst ging er nach Rhodus, von da nach Knidus um die Aphrodite des Praxiteles zu sehen, nach Athen, nach Rom, bis in das südliche Gallien. In Rom war er wiederholt, in Olympia viermal. Nach vierzig Jahren zu Reichthum und Ehren gelangt lebte er meistens in Athen im Verkehr mit dem Philosophen Demonax. Die Vorträge, mit denen er das römische Reich durchwanderte, unterscheiden sich weit von der damaligen Rhetorik, die fast zur Posse geworden war. Sprachvirtuosen zogen von Stadt zu Stadt und suchten wohlfeilen Ruhm und Sold. Gegen solche Rhetoren eifert Lucian wegen ihres gespreizten aufgeputzten Auftretens, wegen der Unwürdigkeit der Gegenstände ihres Vortrags und wegen ihrer Stegreifskünstelei, er tadelt auch ihr Privatleben, vergleicht sie mit Pfauen, Fröschen, Kranichen und gibt nach Preller einem jungen Manne gleichsam ein Rezept zu ihrer Kunst: geziertes Wesen, Dreistigkeit, Maulfertigkeit, wobei es auf Sinn und Verstand nicht eben ankomme, ein Paar Atticismen und viel Fremd- und unverständliche Wörter, ein Paar leuchtende Gemeinplätze, auch bisweilen im Vortrag ein wenig Gesang, vor allem aber recht viel Pathos und recht viel Unverschämtheit. Noch einmal begab er sich im höhern Alter mit dem Vortrag seiner

Schriften auf die Wanderung und kam bis Aegypten, wo er als Gerichtsvorstand eine bleibende Stelle fand und hochbetagt zur Zeit des Kaisers Commodus starb.

Man zählt 82 Schriften des Lucian, darunter mehrere klein, einige unecht: Reden oder Declamationen, philosophische Abhandlungen, satirische Dialoge. Unter den Reden ist ein Rechtsstreit des Buchstaben *Σ* gegen den Buchstaben *T* und ein Lob der Fliege. Fast alle Seiten des Lebens und der Wissenschaft werden berührt und es sind diese Schriften eine sehr wichtige, oft einzige Quelle für die Erkenntniß jener Zeit, wie über die Tanzkunst oder Pantomimik. Auch durch die Satire leuchtet sittlicher Ernst, wie wenn er das Loos der gelehrten Griechen schildert, die sich als Gesellschafter in die Häuser der Reichen vermiethen. Die sogenannte Wahre Geschichte ist das Muster des satirischen Märchens. Im Charon geht der Tod auf die Oberwelt, um das Leben zu durchmustern, Hermes zeigt ihm Bilder hervorragender Personen mit tragischem Geschicke, und auch hier wird der Humor ernst, denn es gilt zu lehren, daß Alles eitel und vergänglich ist. Es gibt unter den Schriften viel Unterweltsstücke, nach welchen die Cyniker in dem Reiche des Nichts wie zu Hause sind.

Nach dem Gesagten sind wir berechtigt nach Lucians Wahrheitsliebe und Glaubwürdigkeit zu fragen. Historiker ist Lucian nicht, aber seine Schriften sind voll von historischen Thatsachen und verweilen mit Vorliebe bei der Beschreibung entlegener Gegenden. Doch haben wir von ihm ein Buch über die Theorie der Geschichtsschreibung, fast

das einzige selbständige der Art. Er erzählt, daß die Abderiten einst in Folge der Aufführung der Andromeda des Euripides von einer Art von hitzigem Fieber ergriffen ihre Stadt mit lärmendem Vortrage euripideischer Verse erfüllt haben, und wie, als Korinth gegen Philippus sich gewaltig gerührt und gerüstet, Diogenes, um seinerseits nicht müßig zu sein, sein Faß, bekanntlich sein Wohnhaus, rastlos hin und her gerollt habe, so wolle auch er sich an der gegenwärtigen Bewegung betheiligen, — es war im Jahre 162 der parthisch-römische Krieg ausgebrochen und hatte, gleich als wenn Geschichtsschreibung eine so leichte Sache wäre, daß man dazu eben so wenig des Rathes bedürfte wie zum Gehen, Essen und Trinken, eine Anzahl historischer Schriften und Vorträge hervorgerufen, — und er tritt nicht als Geschichtsschreiber, sondern als Rathgeber auf. Als Hauptgesetz stellt er auf daß der Geschichtsschreiber nicht nach dem Lobe der Mitwelt zu streben, sondern für die Nachwelt zu schreiben und darum aller Schmeichelei sich zu enthalten und nur die Wahrheit zu reden habe. Schon hiernach dürfen wir an der Glaubwürdigkeit Lucians, namentlich wo er die Schilderung seiner Zeit und ihrer Sitten, sein liebstes Thema, beabsichtigt, nicht zweifeln. Dahlmann sagt, Lucians Schriften machen auf historische Haltung geringen Anspruch, der witzige Kopf habe zwar ein Zeugniß hinterlassen, daß er über die Würdigkeit der Historie nachgedacht habe, allein es sei nicht sein Ziel gewesen auf diesem Felde zu glänzen. Am wenigsten dürfen wir Lucians Wahrheitsliebe bemängeln, wenn wir, zumal

in erdichteten Erzählungen und unhistorischen humoristischen Zeitgemählden Irrthümliches finden, wie wenn Aristoteles Verführer seines königlichen Zöglings, Demosthenes ein Schüler des Aristoteles, Herodot mit seinen Wundererzählungen ein Lügner, Hannibal der griechischen Literatur unkundig, der Achämenide Cyrus ein Arsacide, die Ixionssage homerisch genannt, das Panathenäenfest nach Rom verlegt und gesagt wird, daß der Hebrus sich in das schwarze Meer ergieße und Löwen sich im Scythenlande finden. Soll ich noch ein Wort über die Sprache des Lucianus sagen, sie ist für einen Syrer, einen Barbaren, wie er sich selbst nennt, von bewundernswürdiger Reinheit, er strebte nach attischer Anmuth und Klarheit. Als man ihm ein verfehltes Wort zum Vorwurf machte, fühlte er sich dadurch so verletzt, daß er sich in einer besondern Schrift vertheidigte.

Lucian ist wesentlich Satiriker. Es ist das Loos vieler Satiriker gewesen, daß man ihnen Frivolität und noch Schlimmeres angedichtet hat. Das haben Juvenalis, Persius, Fischart, Keisersberg, Boccaccio, Boileau, Rabener, das hat auch Lucian erfahren, dem man großes Unrecht thun würde, wenn man verkennen wollte, daß es ihm mit seinen Darstellungen Ernst und sein Hauptgedanke ist, daß Weisheit und Tugend im Rechtthun bestehen und alles Wissen unnütz ist, wenn es nicht zur Besserung führt. Diogenes sagt bei ihm, der Spott sei ein Theil des Dionysusfestes und der Gott, ein Freund des Scherzes, ergetze sich daran, und er sagt von sich selbst, er könne sich des

Lachens nicht enthalten. Aber als spöttischen Lustigmacher werden wir ihn nicht ohne Weiteres ansehen, wenn wir wahrnehmen, in wie ernsthafter Weise er die Verdorbenheit seiner Zeit bekämpft und der leichtfertige Spott immer mehr in den zürnenden Ernst der Satire übergeht. Wohl hat er in einer kranken Zeit über Thorheit, Gaunerei und Gaukelei lieber lachen als sich ärgern mögen, er hat diese Gebrechen vielleicht auch nicht mit so lebhaften Farben geschildert wie Jupiters Liebeshändel oder den Spott des Menippus oder die Klage der Reichen und Vornehmen in der Unterwelt, aber die Farben, die er aufträgt, berechtigen nicht zu der Annahme, daß ungezügelte Spottsucht ihn zu boshafter Erfindung oder lügenhafter Verleumdung verführt habe. Die Ironie, sagt Hermann, ist Ausbruch des Unmuths einer edlen Seele über die Mängel einer Zeit, der sie zu helfen verzweifelt, die Begeisterung des Hasses, wie Schlegel von Juvenalis sagt.

Daß die Urtheile über Lucianus weit auseinander gehen, nimmt keinen Beobachter der erwähnten Erscheinungen Wunder. Der Kirchenvater Lactantius aus der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts nennt ihn einen Erzspötter und Gottesleugner, der geistesverwandte Mann mit gleich edlem Streben Erasmus sieht in ihm den Feind der Philosophie, der französische Literarhistoriker Bayle findet es abscheulich, daß Lucian bei der Verspottung der Göttermärchen nicht die löbliche Absicht den Heiden die Augen zu öffnen gehabt, sondern nur seinem Muthwillen und seiner Spottsucht genügt habe, Tzschirner nennt ihn den Voltaire der

alten Welt nach frivoler Lebensansicht und Glaube und Anbetung zerstörender Richtung der schriftstellerischen Thätigkeit, obwohl in seinem Buche Der Fall des Heidenthums glimpflicher urtheilend als in seiner Geschichte der Apologetik. Aehnlich Augusti in seinen Denkwürdigkeiten. Günstiger haben zuletzt Kestner, Jacob, Ranke, Hermann u. A. geurtheilt. Sein Uebersetzer Wieland ist ihm verwandt, er hat sich in seiner lebensvollen Uebertragung der Laune und der Genialität des Originals zu bewältigen gewußt, auch er faßte alle Bildungselemente des frivol geistreichen achtzehnten Jahrhunderts zusammen ohne Schöpfer einer neuen Literaturperiode zu sein. Am meisten aber irrt man wenn man Lucian mit den französischen Philosophen des genannten Jahrhunderts vergleicht. Auch Villemain nennt ihn den Voltaire seiner Zeit. Aber er hat nichts gemein mit den Männern, denen, wie Jacob sagt, die Idee der Gottheit eine Chimäre, der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele eine Fabel, der Begriff von Tugend und Laster eine willkürliche Annahme, der einzig sichere Maßstab des Verdienstes das persönliche Interesse, häusliche Tugenden lächerlich, eheliche Liebe ein Unding ist, also nichts gemein mit Voltaire, der in schönen Versen den Tempel der Wollust besingt, oder mit Rousseau, der eine Lobschrift auf die Trunkenheit verfaßt hat. Es ist hierbei besonders der Unterschied der Zeiten ins Auge zu fassen. Die Zeit der französischen Schriftsteller war eine christliche, von dem Geiste des Christenthums erleuchtete, die Zeit des Lucianus liegt mehr als ein Jahrhundert vor dem entschei-

denden Siege des Christenthums im europäischen Abendlande. Der bekannte englische Geschichtsschreiber Gibbon nennt das Zeitalter der Antonine das glücklichste des menschlichen Geschlechts. Es zeigen sich da noch Spuren und Ueberbleibsel altgriechischer und altrömischer Gesinnung, edle Persönlichkeiten auch unter den Herrschern, aber es war eine Zeit der Gegensätze und Entwicklungskämpfe, der antike Geist ging ungeachtet wohlgemeinter Restaurationsversuche seiner Auflösung entgegen, es war eine Zeit, in welcher der sittliche Verfall dem einzigen schon vorhandenen Heilmittel und dem Bedürfnisse einer Läuterung des Lebens feindlich entgegenwirkte, die Tugend ideal weil unerreichbar erschien, und in dieser unfrommen und der Poesie des Heidenthums entkleideten Zeit wies unser Schriftsteller darauf hin, daß Alles neu werden müsse, ohne zu ahnen, daß das Neue schon in der Welt erschienen war. Sommerbrodt sagt: Daß er die Unhaltbarkeit des Heidenthums freimüthig bekannte und bezeugte was in Unzähligen zum Bewußtsein gekommen war, dadurch gab er Veranlassung dem immer lauter erschallenden Rufe der Wahrheit die Herzen zu öffnen. Irrig aber ist die Ansicht, Lucian habe nicht bloß zerstören sondern auch aufbauen und die Mittel angeben wollen, wie durch harmonische Ausbildung des Geistes und des Körpers, durch Lehre und Beispiel ein besseres Geschlecht von Staatsbürgern im römischen Reiche auferzogen werden könne. Der schöpferische Geist der Griechen, sagt Wissowa, war mit ihrer Freiheit erloschen, ihre Literatur war nur noch ein geistreiches Spiel mit den

Formen der großen Vergangenheit, Lucian stand wehmüthig verzweifelnd und verlassen unter Trümmern.

Lucians Philosophie beruht auf der Forderung der Freiheit im Forschen und Urtheilen und auf dem Hasse und Mißtrauen gegen alles Scheinwesen. Bei aller Neigung zum Epicureismus Skeptiker verwirft er die bestehenden Secten und Genossenschaften gleichmäßig, läßt sie durch Jupiter mit homerischem Worte als unnütze Last der Erde bezeichnen, durch Mercur ihre Häupter verkaufen. Widerspruch der Lehre und des Lebens macht ihm alle Philosophen verächtlich. Er sagt: Sie lehren Alles für Geld, sind furchtsamer als Hasen, zorniger als Hunde, schmeichlerischer als Affen, üppiger als Esel, räuberischer als Katzen, kampflustiger als Hähne, sie gleichen den zum Komödienspielen abgerichteten Affen, welche, wenn ihnen Jemand Nüsse hinwirft, sofort aus der Rolle fallen, sich balgen und ihre Masken zerreißen. Der echte Stoicismus erscheint ihm zwar als geeignetes Mittel zu besserer Gestaltung des Volkslebens; wie aber nach Jacobs Nachweisung die seichte Speculation der Platoniker, die Geheimnißkrämerei und Wundersucht der Pythagoreer und der Sansculotismus der Cyniker an ihm einen bittern Widersacher fanden, so vor allem der lächerliche Ernst und die Tugendschwätzerei der damaligen Stoiker, jener verächtlich gewordenen Bettelmönche des Alterthums, die hinter ihrem Aeußern mit Bart, Stab und Brotsack schnöde Lüste bargen.

Lucian eifert gegen die sittenzerstörende Kraft der grie-

chischen Religion und gegen die Armseligkeit ihrer Götterwelt, er spottet über die Götter mit ihren kleinen Liebes- und andern Verhältnissen und dann über den Glauben an solche Götter: als Knabe, sagt er, habe er die Greuel im Leben der Götter den Dichtern geglaubt, als Mann sei er von den Dichtern zu den Philosophen gegangen und aus dem Rauche ins Feuer, wir würden sagen aus dem Regen in die Traufe, gekommen, der Opferglaube des Volkes verlange keinen Tadler, sondern entweder einen Heraklit oder einen Demokrit, damit der eine den Unsinn verlache, der andere die Unwissenheit beweine. Nach seiner Ansicht hat die Gottesverehrung des Volks nur das Stein- oder Holzbild zum Gegenstande, nur Furcht und Hoffnung führen die Menschen in die Tempel. Hat ihm doch auch die Philosophie nur den Beweis: Wenn es Altäre gibt, gibt es auch Götter: es gibt Altäre, also gibt es auch Götter. Jacob sagt: Lucian schildert römische Sitten, aber die hohe Idee von der ewigen Stadt Rom, der feste Glaube an Jupiters des Beßten und Höchsten Rath und Schutz in Noth und Gefahr, die aufopfernde Liebe zum Vaterlande, worin sich recht eigentlich die römische Tugend zeigte, war in den letzten Zeiten der Republik untergegangen. Und Schlosser: Jeder mußte sich selbst Gott und Schicksal sein. Wenn aber, vielleicht nach dem Vorgange des gelehrten Römers Varro, welcher die Religion als eine dreifache darstellt, als eine mythologische, natürliche, bürgerliche, Gibbon sagt, daß die verschiedenen Arten des in der römischen Welt üblichen Gottesdienstes von dem

Volke als gleich wahr, von den Philosophen als gleich falsch und von den obrigkeitlichen Personen als gleich nützlich angesehen worden seien, so muß man für solche blendende Behauptungen wenigstens die Zeiten aus einander halten. Was Lucian betrifft, so kann man den nicht für einen Gottesleugner ohne Weiteres ansehen, der auf die Pflicht nach dauernden höheren Gütern und nach der wahren Weisheit zu streben hinweiset, wenn man auch die landläufigen Vorwürfe, daß er die gangbaren Vorstellungen von den Göttern, Opfern und Orakeln verspottet und über göttliche und übersinnliche Dinge kurzweilige Untersuchungen angestellt habe, nicht ebenso ohne Weiteres abweisen darf und es immerhin zu bedauern bleibt, daß wie manchen andern ausgezeichneten Männern seiner und der vorangegangenen Zeit auch dem strebenden aber verneinenden Geiste des Lucianus die Idee der höchsten Liebe, die Reinheit des christlichen Sittengesetzes, die Humanität der Gewissensfreiheit unbekannt geblieben sind. Besondere Erwähnung verdient sein Eifer gegen die Wundersucht seiner Zeit mit ihrem Liebeszauber, mit ihren Krankenheilungen, Schatzgräbereien, Geisterbeschwörungen und den in Göthe's Zauberlehrling wiedergegebenen, in dienstbare Menschen verwandelten Besen. Es hatte sich in Paphlagonien ein gewisser Alexander aus Abonoteichos als Wunderthäter aufgethan und wurde, gleichsam ein Cagliostro der alten Welt, wie ein Orakel heilig gehalten und befragt. Selbst Marc Aurel zog ihn wegen seines Krieges gegen die Marcomannen und Quaden zu Rathe. Man wendete sich auch

schriftlich an ihn, wie tausend Andere schrieb auch Lucian, er fragte: Was war Homer für ein Landsmann? Die Antwort, natürlich in Versen, empfahl Einreibung einer Salbe von Bären- und Ziegenfett; denn der Ueberbringer hatte auf Befragen sagen müssen, sein Herr wünsche ein Mittel gegen Seitenstechen. Ein ander Mal legte er angeblich acht Fragen vor und sendete achtfaches Honorar. In dem Briefe aber stand: Wann wird Alexander als Betrüger ertappt werden? Dieser Vorwitz kostete dem Frager fast das Leben, der mächtige Mann wollte ihn ins Meer werfen lassen und nur die Gewissenhaftigkeit eines Schiffscapitäns rettete ihn.

Es ist ein anderthalbtausendjähriger Irrthum, daß Lucian das Christenthum verspottet habe, ein Irrthum, der sich einfach schon daraus erkennen läßt, daß ein Kampf aus dem Versteck gegen eine verkannte und verfolgte Secte nicht in seinem Sinne gewesen, er vielmehr gegen dieselbe offen aufgetreten wäre. Ihm war das eigentliche Christenthum unbekannt und das Vorurtheil wie gegen philosophisch-religiöse Secten eigenthümlich und natürlich, er verwechselte die Christen mit den Juden, urtheilte aber mild über sie, da er ihre Geringschätzung irdischer Güter, ihre Liebe, die sie unter einander hatten, ihren Unsterblichkeitsglauben, ihre Todesverachtung und ihr Leben nach den Lehren des in Palästina gekreuzigten großen Weisen, den sie anbeteten, kannte und sie als Opfer von Betrügern mehr bedauerte als bekämpfte. Nach Neander warf Lucian Christenthum, Aberglaube und Schwärmerei in eine Klasse. So finden

wir bei ihm mehr Unkenntniß als Feindschaft. Grund des angeführten Irrthums ist eine Reihe von Anspielungen auf die heilige Schrift, die man bei ihm hat finden wollen: der Kampf zwischen dem Sonnenkönig Phaethon und dem Mondkönig Endymion sollte eine Nachahmung des Kampfes zwischen dem Satan und dem Erzengel Michael oder die Wolkencentauren im Heere des Sonnengottes Nachbildung der Cherubim des Propheten Ezechiel sein; der große Wallfisch, der ein Schiff verschlingt und in seinem Innern eine ganze Landschaft enthält, eine Anspielung auf die Geschichte des Jonas; die Wandelung der Korkfüßler auf dem Meere Nachahmung des Wunders des Herrn mit Petrus. Es ist hier noch eine Schrift zu erwähnen Ueber den Tod des Peregrinus Proteus, weil sie viel Veranlassung zu irrigen Vorstellungen gegeben hat. Es war ein Schwärmer, der verschiedene Wege der Erkentniß und auch zweideutige Pfade der Sittlichkeit beschritten hat, erst Christ, dann ägyptischer Ascet, zuletzt cynischer Philosoph, und aus Eitelkeit, vielleicht um das cynische Ideal des Hercules zu verwirklichen, in Olympia vor allem Volk freiwillig den Feuertod gestorben ist.

Wenn wir endlich so, um die wahre Gestalt des Lucian zu erfassen, durch Wahrheit und Irrthum, durch Geschichte und Fabel hindurchdringen, fühlen wir uns wohl geneigt dem Urtheile Karl Friedrich Hermanns beizustimmen, daß die früheren Schriften des Lucianus aus der Zeit, wo sein Geist noch in jugendlicher Ueppigkeit wucherte und noch nicht ganz aus dem erkünstelten Blüthenrausche der asiatischen

Rhetorik zu der Nüchternheit des silberklaren Brunnquells attischer Prosa erwacht war, wohl zu unterscheiden sind von seinen beßten Schriften, in denen er wie für Wahrheit und gediegene Wissenschaft, für die Würde des Gelehrtenstandes und für vorurtheilsfreie Klarheit des Geistes so gegen Trug, Ostentation und Aufschneiderei eiferte, und daß ein unersättlicher Durst nach Wissen und ein rastloses Streben nach immer höherer Geistesfreiheit ihn aus der Werkstätte des Oheims zur gelehrten Bildung, aus dem Alltagslärm der Gerichtssäle zu Antiochia in die Hauptstadt der Welt und in die entlegensten Gegenden der bekannten Erde, dann aus dem unsteten und geistlosen Leben eines wandernden Sophisten zu dem Studium der griechischen Philosophie und in dieser selbst wieder aus einem Systeme ins andere trieb, bis er dem Ideale seines Jugendtraumes gegenüber in der nüchternen Wirklichkeit einsam und fremd zurückblieb und der Gedanke, daß das Leben kurz, die Kunst lang sei, erschreckend vor seine Seele trat, zuletzt daß der Grundton des Schriftstellers edel und groß, er selbst ein wahrheitsliebender Charakter und die Quelle seiner Mißgriffe in dem Zustande und der Geistesrichtung seiner Zeit, unter deren Einflusse auch er stand, zu suchen ist.

---

3. Plinius der ältere.

Für einen der bedeutungsvollsten Träger der Bildung seiner Zeit und für einen der echtesten Repräsentanten des Römerthums in der zweiten Hälfte des ersten christlichen

Jahrhunderts kann Cajus Plinius der ältere gelten. Er war im Jahre 23 n. Chr. geboren, um die Ehre seine Heimathsstätte zu sein streiten Verona und Como. In der Weltstadt besonders unter Anleitung des Pomponius Secundus erzogen versuchte und bewährte er sich in den beiden Bahnen, welche sich dem nach Auszeichnung strebenden römischen Jünglinge öffneten, als Gerichtsredner und als Soldat. Daneben nehmen wir aber noch eine Thätigkeit wahr, welche bestimmt war seinen Namen der Nachwelt dauernd zu erhalten, die schriftstellerische Thätigkeit. Nach einiger Bethätigung als Sachwalter nahm er als Anführer einer Reiterschaar im römischen Heere an den Feldzügen gegen die germanischen Völker der Chauken und Katten Theil, und als Vespasianus den Kaiserthron bestiegen hatte, widmete er sich der Verwaltung von kaiserlichen Staatsgütern in Italien, Gallien und Spanien, von wo aus er auch in Afrika reisete. Zuletzt zum Befehlshaber der bei Misenum an der Campanischen Küste aufgestellten Flotte ernannt erlebte er die furchtbare Katastrophe, die am 22. August 79 in Folge des Ausbruchs des Vesuvius die Städte Pompeji und Stabiä durch Asche oder vulcanischen Sand und Gestein, Herculaneum durch Lavaströme verschüttete und für anderthalbtausend Jahre begrub, der ganzen Küstengegend am Ausflusse des Sarnus eine veränderte Gestalt gab und auch dem edlen Plinius, als er nicht weniger in der menschenfreundlichen Absicht zu retten was möglich als in naturwissenschaftlichem Wissenseifer dahin eilte, von wo alles Lebende floh, den Untergang bereitete. Sein Schwestersohn,

der jüngere Plinius, erzählt in einem Briefe an Tacitus die schaurige Begebenheit. Daraus entlehne ich Folgendes: Gegen Abend von der Schwester benachrichtigt betrachtet Plinius das ungewohnte Schauspiel. Eine ungeheure Wolke breitete sich in Gestalt einer Pinie über den Himmel aus, bald hell bald dunkel. Alles mahnt zur Flucht, Plinius aber rüstete Schiffe, um auf dem wie es schien einzig übrig gebliebenen Wege zur See den Fliehenden, wie zunächst dem am Fuße des Berges wohnenden befreundeten Dichter Cäsius Bassus und seiner Gattin Rectina Rettung zu schaffen. Furchtlos der Gefahr entgegen gehend zeichnete er noch alle Erscheinungen auf, bis beim Vorschreiten immer heißere und dichtere Asche, Lavasand und Bimssteine auf die Schiffe fielen, das Ufer vom Sturz des Berges wankte und das Meer von seinen gewohnten Grenzen sich zurückzog. Dennoch ruft er dem verzagten Steuermann zu: Den Muthigen steht das Glück zur Seite, er will dem Pomponius in Stabiä Hilfe bringen, tröstet seine Umgebung und nimmt mit heiterer Miene Bad und Mahl. Unterdessen leuchten in der Nacht die Flammen des Vesuvius auf. Plinius begibt sich zur Ruhe. Das Haus, in welchem er günstigeren Fahrwind abwartend ruhete, wankt und füllt sich mit Asche und Steinen, man weckt ihn und berät sich, ob man in dem Gebäude bleiben oder im Freien irren solle: man geht hinaus und verwahrt sich den Kopf durch Kissen gegen fallende Massen. Anderwärts war Tag, hier eine Nacht schwärzer und schauriger als alle Nächte. Plinius liegt am Boden und verlangt kaltes Wasser, da treiben neue

Flammen und der Feuer ankündigende Schwefelgeruch die Uebrigen in die Flucht und ihn vom Boden auf, aber gestützt auf zwei Sklaven sinkt er vom heißen Gluthregen erstickt zusammen. Als der Tag wieder erschien, der dritte nach dem, den er zuletzt sah, ward er aufgefunden, einem Ruhenden ähnlicher als einem Todten. In einem andern Briefe an Tacitus erzählt der Neffe seine eignen Erlebnisse und berichtet auch da Einzelnes der schaurigsten Art: wie Einige aus Furcht vor dem Tode den Tod erfleheten, Viele zu den Göttern die Hände erhoben, noch Mehrere an dem Dasein der Götter zweifelten und die sie umgebende Dunkelheit für die ewige und letzte Nacht erklärten. Andere glaubten die befreiten Giganten aus riesigen Hörnern blasend einherschreiten zu sehen. Der jüngere Plinius war mit seiner Mutter in Misenum zurückgeblieben, sie wollten den Ort nicht verlassen, bevor von dem Oheim sichre Kunde erlangt wäre, und als auch in Misenum das Verbleiben angefangen hatte unsicher zu werden, entstand ein edler Wettstreit: die Mutter bat den Sohn sein junges Leben allein zu retten, der Sohn weigerte sich ohne die geliebte Mutter zu fliehen. Sie entkamen beide.

Ich rede von dem Schriftsteller Plinius und nenne zuerst die Schriften, die der Neid der rinnenden Zeit uns vorenthalten hat: eine Schrift über den Speerwurf bei der Reiterei, zwei Bände über das Leben des Pomponius Secundus, zwanzig Bücher über die Kriege der Römer mit den Germanen, einunddreißig Bücher Geschichte Roms von dem Tode des Nero an, drei Bücher über die Bildung

des Redners in sechs Bänden, acht Bücher grammatisches Inhalts, dazu 160 enggeschriebene Hefte Excerpte und Notizen. Einzig erhalten ist uns die Naturgeschichte in 37 Büchern mit einer Zuschrift an Vespasianus aus dem Jahre 77. Fürwahr eine bewundernswerthe Thätigkeit. Wir hören wohl, daß Atejus Capito auch ein Sammelwerk in 800 Büchern verfaßt, wir wissen, daß Varro 74 Werke in 600 Büchern geschrieben hat. Du wunderst dich, schreibt der Neffe Plinius an einen Freund, daß ein viel beschäftigter Mann so viele und so schwierige Werke hat beendigen können; du wirst dich noch mehr wundern, wenn du erfährst, daß er eine Zeit lang Rechtssachen betrieben hat, daß er im 56. Jahre gestorben und daß er in Zwischenzeiten durch Geschäfte am kaiserlichen Hofe in Anspruch genommen gewesen ist. Hierauf schildert er die außerordentliche zeitsparende Thätigkeit des Oheims, wie er gelebt und vom früheu Morgen bis zum späten Abend selbst bei der Mahlzeit, im Bade, auf Reisen sich wissenschaftlich beschäftigt, gelesen, geschrieben, dictirt, sich habe vorlesen lassen. Vor Tagesanbruch ging er zu dem Kaiser Vespasianus, der auch die Nacht für seine Arbeiten zu Hilfe nahm, und begab sich dann an das ihm aufgetragene Geschäft. Als einst ein Vorleser eine Stelle schlecht vorgetragen und ein anwesender Freund, obwohl er den Sinn derselben verstanden, die Wiederholung verlangt hatte, bemerkte er, durch die Unterbrechung habe er mehr als zehn Zeilen verloren. Der Neffe erzählt weiter, er sei einmal von ihm getadelt worden, daß er spaziren ginge, da er diese Stunden nicht hätte

verlieren sollen, denn für verloren habe er jede den Studien nicht gewidmete Zeit gehalten, und fügt hinzu, er müsse lachen, wenn man ihn fleißig nenne, in Vergleich zum Oheim sei er der größte Faulenzer und jeder eifrige Jünger der Wissenschaft müsse bei solchem Vergleiche wie ein Sklav des Schlafes und der Trägheit erröthen. Plinius selbst sagt, er widme den Tag den Geschäften und beschränke den Schlaf auf das Bedürfniß der Gesundheit, nur Wachsein sei Leben.

Die uns erhaltene sogenannte Naturgeschichte nennt Plinius selbst richtig mit einem Namen, welcher den den Gebildeten wissenswerthen Kreis von Wissenschaften und Künsten bezeichnet, Encyclopädie, in welcher Gegenstände der Physik, Astronomie, Geographie, Anthropologie, Zoologie, Botanik, Pharmakologie, Mineralogie, Medicinwissenschaft und dabei eine ausführliche Kunstgeschichte vorgetragen werden. Es ist ein Werk so mannigfaltig wie die Natur selbst, wie der jüngere Plinius sagt, eine ungeheure Compilation, wie der Verfasser selbst sagt 20000 Gegenstände aus ungefähr 2000 Bänden geschöpft, vielleicht ohne eingehende Sichtung und Ordnung, weil der Tod überraschend eintrat oder auch weil dem gebildeten Laien doch gründliche Sachkenntniß und scharfe Kritik im Einzelnen fehlte, aber das erste Werk dieser Art und schon darum und wegen der reichen Fülle des anderswo nicht behandelten Stoffes von unbestreitbarem Werthe, ein Werk, durch welches er dem Wissensumfange seiner Zeit und seines Geschlechts ein unvergängliches Denkmal gestiftet hat und welches den unruhigen eitlen Bestrebungen der Zeitgenossen gegenüber um so großartiger

erscheint. Alexander von Humboldt sagt: Ein Zeugniß des unwiderstehlichen Hanges zu allumfassendem, oft unfleißigem Sammeln, im Stile ungleich, bald einfach und aufzählend bald gedankenreich, lebendig und rhetorisch geschmückt ist die Naturgeschichte schon ihrer Form nach an individuellen Naturschilderungen arm, aber überall wo die Anschauung auf ein großartiges Zusammenwirken der Kräfte im Weltall gerichtet ist, kann eine wahre aus dem Innern quellende Begeisterung nicht verkannt werden.

Plinius will belehren und die Wissenschaft zum Gemeingut der Nation machen. Er schöpft mehr aus Büchern als aus eigner Anschauung, nicht einmal nach Griechenland scheint er gekommen zu sein, und doch gibt er einzelne so naturgemäß eingehende Schilderungen. Er reisete nicht, aber er benutzte nahe Gelegenheiten, er besuchte und studirte den botanischen Garten des Antonius Castor, den ersten zu Rom, und die von Vespasianus im Tempel des Friedens aufgestellten Kunstwerke, er erinnert auch in Bezug auf die Beschränktheit eigener Erfahrungen an Buffon. Er wagt zuerst Schritte in ungekannte Gebiete und verfällt begreiflicherweise in einige Irrthümer und abergläubische Ansichten, wie wenn er sagt, daß die Bären kein Mark in den Beinen und die Vögel keine Adern haben, daß die Bienen vor Dieben fliehen, daß der Luchs den Menschen beneide, daß die Krokodile am Apisfeste keinen Menschen angreifen, oder wenn er den Steinen geschlechtliche Unterschiede zuschreibt und annimmt, daß der Diamant die Kraft habe Gifte unwirksam zu machen und Furcht

aus dem Herzen zu vertreiben und mit dem Magnet in feindlichem Verhältnisse stehe, so daß dieser in seiner Gegenwart nicht im Stande sei Eisen anzuziehen. Was er von Democritus sagt: Es ist offenbar, daß der sonst so scharfsinnige und für das Leben so ersprießliche Mann aus zu großem Eifer den Menschen nützlich zu werden geirrt hat, läßt sich wohl von ihm selbst sagen. Doch wie wenig und klein ist das gegen das große Ganze gehalten!

Weder der Schule der Epikureer noch der der Akademiker angehörig, aber durch beide angeregt neigte Plinius, der Freund des Thrasea und Seneca, mehr zu einem gewissen stoischen Pantheismus, der alle Erscheinungen der Welt auf die Natur zurückführt und in ihr wie in einem Körper eine göttliche Weltseele walten läßt, die Gottheit also als eine nur durch menschliche Schwäche in mehrere mit Gebrechen behaftete Gestalten zerlegte, die Menschenseele als einen Theil des Himmels nimmt. Aber auch hier mehr praktischer Richtung als wissenschaftlicher Strenge zugethan stellt er keine Theorie auf und zeigt viel Schonung gegen den Volksglauben und die geschichtlichen Ueberlieferungen, indem er wenn auch die Mehrzahl der Götter verwerfend und die Natur als Gottheit verehrend doch den Götterglauben für das Leben als nützlich und die Heiligthümer als ehrwürdige Reste des Alterthums gelten läßt. Auch Wahr- und Wunderzeichen, Traumerscheinungen und andere Arten der Superstition verwirft er nicht ohne Weiteres und erzählt daher ohne Zeichen des Unglaubens oder der Mißbilligung, daß in Paphos ein Hei-

ligthum der Venus stehe, auf das es nie regne, daß in dem Gebiete von Mutina an bestimmten dem Vulcanus heiligen Tagen Feuer aus dem Erdboden hervorbreche, daß in den Tempel des Hercules auf einem Markte zu Rom kein Hund und keine Fliege zu kommen wage, daß ein aus dem Meere aufgesprungener und dem auf der Küste von Sicilien stehenden Augustus zu Füßen gefallener Fisch diesem die Herrschaft des Meeres verkündigt habe, daß Cäsar, wenn er beim Beginn einer Reise den Wagen bestieg, dreimal einen glückerflehenden Spruch zu sagen pflegte und Tiberius darauf hielt, daß, wenn Jemand niesete, der Glückwunsch nicht unterlassen würde, und bei Gewittern sein Haupt mit glückverheißendem Lorbeer kränzte. Wie schonend aber auch und achtungsvoll gegen den Glauben der Vorzeit war er selbst doch in seinen Behauptungen behutsam, gegen unwürdige Vorstellungen eiferte die Nüchternheit seines Verstandes und die Sittlichkeit seines Gefühls. Die zur Tagesordnung gehörigen Künste der Astrologie und Magie mit ihren verderblichen Einflüssen auf Religion und Sittlichkeit so wie auch auf die Wissenschaften der Mathematik und Medicin erklärt er für Eitelkeit und Betrug. Fast überall preiset er die Güte und Weisheit der Natur und läßt seinerseits Gervinus Ausspruch, daß das ganze Alterthum keine Freude an der Natur habe, ohne Bestätigung. Otto Vorhauser in Insbruck stellt in seiner sehr sorgsamen Schrift über die religiös-sittliche Weltanschauung des ältern Plinius auch hier einige Ansichten desselben zusammen: daß die Natur den Thieren Schlauheit verleihe,

hauptsächlich in Krankheiten sich selbst zu heilen, die Vögel künstlichen Nestbau lehre, schädliche Thiere in geringer, nützliche, wie die Hasen, in großer Anzahl erzeuge; selbst die Gifte habe die Natur zu Gunsten der Menschen geschaffen, damit sie, wenn ihnen das Leben zu schwer würde, nicht zu beschwerlichen oder gewaltsamen Mitteln griffen. Denn nicht nur hält er den rechtzeitigen Tod für ein Glück sondern auch die Möglichkeit sich den Tod zu geben für die beßte Gabe der Gottheit in den Mühsalen des Lebens. Selbstmord war ja nach Ansicht der Stoiker die höchste Bethätigung sittlicher Freiheit, wenn es galt dem Zwiespalte dieser Freiheit und des Sittengesetzes auszuweichen. Eine düstere Lebensansicht, über die wir uns nicht wundern, wenn wir hören, wie verdorben und unglücklich ihm das Menschengeschlecht erscheint, und wissen, daß Geringachtung des Lebens sich in seiner Darstellung vielfach zeigt. Blumen, sagt er, entstehen für einen Tag zur Erinnerung für die Menschen, daß was am schönsten blüht am schnellsten verwelke. Durch die Noth des Daseins zum Humor der Verzweiflung getrieben wirft er das Leben mit seinen höchsten Gütern, seinem Glauben und seiner Hoffnung, hin. Er sagt, es sei lächerlich zu glauben, daß die Götter sich um die Geschicke der Menschen kümmern; kein Geschöpf außer dem Menschen sei zu Thränen bestimmt, dieser sogleich bei seiner Geburt, der Mensch sei ein weinendes Thier; was alle lebende Wesen könnten, müsse der Mensch erst lernen, das Essen und Gehen nicht weniger als das Reden, von Natur könne er eben nur weinen; die Thiere

leben unter sich rechtschaffen, die Schlange beiße die Schlange nicht, aber dem Menschen geschehe das meiste Uebel von seinen Mitmenschen; glücklicher jene, weil sie nicht an Geld, Ruhm, Ehre und Tod denken; für den Menschen der beßte Trost daß er, was dem Gotte versagt sei, sterben könne, nach dem Tode dasselbe Nichts wie vor der Geburt, Thorheit sich fortlebend zu denken und sich das Leben selbst in die Zeiten des Todes hinein zu lügen, kindisch das und Ausgeburt einer Sterblichkeit, die nicht sterben wolle, wodurch das beßte Geschenk der Natur, der Tod, die Vernichtung, verkannt und verdorben werde. So trostlos Plinius, weil zwar lebend als die Zeit erfüllet war, aber ohne Ahnung von Erlösung und Gnade, weil in stoisch pantheistischer Weltanschauung des Unsterblichkeitsglaubens entbehrend. Staunenswerth und ehrenwerth Plinius in seinem Streben nach menschlicher Weisheit, aber beklagenswerth bei allem Wissen oder bei aller Vielwisserei, die sich geberdet als ob der Baum der Erkenntniß der Baum des Lebens sei. Es war freilich das nicht bloß Anschauung des Einen, sondern wesentlich mehr und weniger ausgesprochene Ansicht der sogenannten gebildeten römischen Gesellschaft. Ohne den Glauben an die sich offenbarende Vorsehung überall, wie Bernhardy sagt, Verunstaltung des Daseins, Zerstörung aller bisherigen Ueberzeugungen der Religion, das menschliche Geschick der Inbegriff planloser Uebel und Irrsale. Nichts half da die Philosophie, wenn der Atheismus diesen Namen verdient, nichts der Irr- und Aberglaube, es blieb nichts übrig als Verzweiflung.

Zum Schluß gebe ich noch einige Notizen aus dem reichen Material des großen Werkes. Obwohl nach Schreckensherrschaften die Regierung eines Vespasianus begrüßend und die Nachfolge des Titus erwartend feiert Plinius doch auch in politischer Beziehung die republikanische Vergangenheit mit ihren Sitten und Helden und eifert unabläßig gegen das Sittenverderben und den Luxus seiner Zeit: wenn Kleopatra eine in Essig aufgelöste Perle im Werthe von einer halben Million getrunken habe, sie werde noch von Clodius übertroffen, der bei einem Gastmahle seinen Gästen Perlen vorgesetzt habe, Poppäa habe ihre Lieblingsmaulthiere mit Gold beschlagen lassen, um weiche Kopfkissen zu bekommen, müssen die Cohorten in Germanien Streifzüge nach Gänsefedern unternehmen, Indien und China nehmen den Römern jährlich fünf Millionen für Gegenstände des Luxus ab. Er sagt: Wir thun und haben gethan was die Nachwelt für fabelhaft halten wird. Hierzu kommt die Klage über Betrug und Unsicherheit des Eigenthums: den Wein verfälsche man schon in der Kelter, man verkaufe nur die Namen der Weinkeller, unschädlich sei nur der ordinäre; Schlummernden und Sterbenden ziehe man die Ringe ab; die Schwelgerei und Wollust kenne keine Grenze und keine Befriedigung. Italien ist ihm die Weltbeherrscherin, das schönste Land wie in seinen Erzeugnissen in Acker-, Wein- und Oelbau so in seinen Bewohnern. Gegen das Fremde und Ausländische eifert er nicht selten über die Maßen, auch über die Griechen urtheilt er nicht eben günstig. In der Literatur stehen ihm Homer und

Cicero auf der Höhe der Bildung, auch Virgilius ist ihm ein ganz vortrefflicher Dichter, wiewohl er ihm vorwirft, daß seine Aufzählung der Gattungen von Wein und Oel unvollständig und überhaupt seine Anschauung der Poesie, deren Heiterkeit freilich bei der düstern Trostlosigkeit der Zeit erlosch, etwas nüchtern sei; über Sophokles ereifert er sich daß er die Bildung des Bernsteins aus den Thränen gewisser Vögel ableite, welche den Meleager beweinen. Die letzten Bücher seines Werkes enthalten viel dankenswerthe Nachweisungen aus der Kunstgeschichte, darum so dankenswerth, weil auch sie in vielen Fällen die einzigen uns erhaltenen, die einzige Kunstgeschichte des Alterthums sind. Er liebt es hierbei auffallende Neuerungen und Besonderheiten ausführlicher zu schildern, wie den springenden Hirsch des Kanachus, die klingende Minervenstatue des Demetrius, die eine gewisse Röthe des Antlitzes hervorbringende eigenthümliche Bronze-Mischung. Mit Recht tadelt er an einem trefflichen Werke des Kallimachus, daß der Fleiß die Anmuth hinweggenommen, und von Nero, daß er dadurch daß er vorzügliche Statuen, um ihren Werth hervorzuheben, mit Gold überziehen ließ, die Eigenthümlichkeit des Stils verdorben habe. Auch mit der noch sehr im Argen liegenden medicinischen Wissenschaft und ihrer Geschichte beschäftigt er sich viel, ohne bei aller Anerkennung ihres Nutzens wegen ihrer Veränderlichkeit großes Vertrauen zu derselben zu zeigen, zumal wenn sie in den Händen der Griechen war, von denen ja schon der alte Cato gesagt hatte, daß sie sich verschworen hätten die barbarischen Römer durch die Medicin umzubringen. Er eifert gegen manches Verfahren, wie gegen die übertriebenen Kaltwasserkuren, und macht dabei die Bemerkung, daß die Aerzte in ihrem Streben nach dem Rufe der Neuheit mit dem menschlichen Leben Geschäfte machen. Hiermit nehmen wir von dem Manne Abschied, dessen glühenden Eifer für die Wissenschaft und ihre Mittheilung an Mit- und Nachwelt, dessen menschenfreundliche Gesinnung und altrömische Eigenart wir nicht ohne Anerkennung lassen.

Halle.
Druck von Otto Hendel.

COLUMBIA UNIVERSITY
0032207301